

Vom necklustigen Caro.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.

Der Caro streicht im Hof umher
Die Kreuz und Quer.
Die Langeweile plagt ihn sehr;
Er denkt: Ich muß wen necken
Oder erschrecken.
Schon will er sich verstecken,
Da piept ein Küchelchen
Nur ein Stückelchen
Vor ihm. Er macht ein Bückelchen
Ganz schlau
Und: Wau!
Hau hau!

Du Gräu'l!"
So faucht sie, wie eine grimmige Eul'
Die Federn gestäubt; und mit Gebell
Fährt Caro ohne Besinnen
Von hinnen,
Um das Haus zu gewinnen.
Doch das Huhn
Raschelt friedlich nun
Wieder die Federn zurecht, um zu ruhn,
Und unter's Gefieder
Duckt ihr Kindervolk sich nieder,
Und sie spricht: „Der kommt mir nicht wieder!"



Fährt er mit Gebell
Auf die Stell',
Wo's Küchelchen steht. Das läuft schnell,
Zum Tode erschreckt,
Bis es gedeckt
Hinter der Klude steckt.
Der Caro im Uebermuth
Hinterher. Doch das thut
Nicht gut. Die Klude voll Wuth,
Mit Augen wie ein Knopf
Im Kopf,
Schreit ihn an: „Du Tropf!
Läßest du dich's noch einmal jücken
Und erschreckst meine Kluden,
Spring ich auf deinen Rücken
Und trag' dir die Augen aus,
Du Graus!
Eher' dich nach Haus,

Um die Hausede schwenkt
Der Caro, und setzt sich gekränkt
Mit seinem Schreden, und denkt:
„Die Hexe, die böse Sieben
Da drüben!
Wär' ich nur stehn geblieben;
Ich hätt' ihr zuletzt
Eins versetzt,
Daß sie an mich dächte jetzt!
Ich jag' das Aeffchen zum Spaß herum,
Aber dumm
Wie sie ist, nimmt sie's krumm
Und will mir die Augen zertragen!
Die mit ihren gelben Fragen!
Im ganzen Hof werd' ich's anschwagen,
Daß ihr alles aus dem Wege geht,
Und keins mit ihr red't,
Weil sie keinen Spaß versteht.

Rath' einmal!

Ein Maigruß.

Initial von Fedor Kliner.



Da schau' ich zum offenen
 Fenster hinaus —
 Ein weiches Lüftchen fährt
 über das Hans,
 Es streichelt so sammten
 mein Angesicht
 Und spricht mir in's Ohr:
 „Du weißt's wohl nicht:
 Er ist da! Er ist da!“

Ich geh' durch die Straße im Sonnenschein,
 Der wärmt mich bis tief in's Herz hinein —
 Aus jedem Fenster mit Demantpracht
 Hat die Sonne blinzeln mir zugelacht:
 „Er ist da! Er ist da!“

Und draußen da komm' ich zum Anger hin —
 Das Gras ist grün und die Veilchen blühn,
 Maßliebchen schaut mich so wunnig an
 Und lispelt, daß ich es hören kann:
 „Er ist da! Er ist da!“

Und ich steh' am Busch — o ihr Nestlein kahl,
 Wo seid ihr geblieben mit einem Mal?
 Im grünen Kleidchen man merkt euch kaum!

„Gelt? Siehst du, nun puzen sich Strauch und Baum:
 Er ist da! Er ist da!“

Und ein Nest! da ruht es schon weich und rund!
 Seht quillt und schmetter't im fernen Grund —
 Die Drossel baut, und die Nachtigall singt,
 Daß jauchzend im Leibe mein Herz aufspringt:
 „Er ist da! Er ist da!“

Und wie ich komme zur Wiese klein —
 Drei Kinder tanzen den Ringelreihn:
 Und ich nehm' eins und küß' es von Herzensgrund,
 Das lacht mich an mit dem rothen Mund:
 „Er ist da! Er ist da!“

Ihr Leute alle, wer sagt mir an,
 Wen das Lüftchen, die Sonne, die Kinder sahn?
 Ist irgendwo ein so armer Wicht,
 Der rathet mein liebes Räthsel nicht:
 „Er ist da! Er ist da?“

Die Vöglein jauchzen's in Wald und Trift,
 Und die Erde schreibt es mit Blumenschrift,
 Und die Bäume künden's mit grüner Pracht:
 „Der Mai ist kommen über Nacht —
 Er ist da! Er ist da!“

Harte Steine.

Erzählung von Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von Otto Knille.

(Schluß.)



3.
 Der arme Seppi!

Da sah er auf dem schmalen Vorsprung und bückte für seine Lust, zu einem Adlerhorst hinaufzusteigen.

Er war ein hübscher, kräftiger etwa zwölfjähriger Bube, ein Blondkopf mit zwei gesunden Pausbacken und einem Stumpfnäschen. Die Pausbacken waren jetzt freilich blaß und zeigten deutliche Thränen Spuren, und mit dem Muth, der ihn auf gefährlichem Wege so hoch hinauf geführt

hatte, sah es jetzt windig aus. Er hatte sich gedacht, wenn er nicht weiter können würde, dann würde er, wo er aufgestiegen, auch wieder absteigen können. Aber aufsteigen und absteigen ist zweierlei; es ist ein eigen Ding um das Gefühl, immer den Absturz hinunter sehen zu müssen, an dem man zerschellen kann schon ehe man drunten aufschlägt.

Ganz heimlich, in aller Frühe, hatte er sich in die Klamm geschlichen und über die schnarchende Wabi gelacht, die gar nichts gemerkt hatte, wie er aus dem Bette gestiegen war. Es hatte sich so be-

quem geklettert, erst die steile Matte hinauf, wo man sich an jede Grasnarbe halten konnte, dann eine hohe Spalte voll Geröll hin, das zwar sehr rutschig war, aber einen zwölfjährigen Buben allensfalls hinauf ließ. Da hatte er auf einem schwächtigen Mattenstückchen voll Alpenrosen-Kraut ausruhen können. Nun war es weiter gegangen: ein schmaler Riß in einer nackten klippigen Felspartie hatte harte Arbeit gekostet, bevor die Platte, zu der er führte, bestiegen war; danach aber war erst das Schlimmste gekommen.

Ein Vorsprung hatte ihn verführt. Es hatte ihn gedünkt, als müsse er, wenn er die dicken, überhängenden Blöcke da erreicht haben würde und zwischen ihnen und der Wand hindurch ginge, jenseits den Anfang der Spalte finden, welche unsichtbar beginnend droben herauskam und zu einem Ruhepunkt führte, von wo er unschwer bis dicht unter den Horst zu gelangen Aussicht hatte. Er sah das Nest so gut, er sah den einen Adler ausfliegen und den andern droben sitzen und die Flügel schütteln! Es war ja Herbst, und es gab weder Eier noch Junge droben, aber er wollte nun einmal durchaus zu dem Adlernest.

Also zu dem Vorsprung hinüber.

Aber dahin führte nur die Unterlippe eines wagrecht laufenden Risses an steil abstürzender Wand entlang, kaum so breit, daß der Fuß Platz hatte! Günstig war nur eines dabei: daß sich die Wand oberhalb des Pfadstreifens um wenigstens zurück lehnte. Möglich war es immerhin, daß man sich hielt.

Und der verwegene Bube hatte den Weg zurückgelegt! Triumphirend war er bei den Felsblöcken angelangt, an ihnen vorüber gekrochen — aber da war es aus gewesen.

Eine schmale, viereckige, bewachsene Platte, auf welcher er eben liegen konnte, aber ohne Anschluß um weiter zu gelangen, das war alles was er gefunden hatte. Eben die Platte, auf der er jetzt saß.

Da hatten ihn die Kräfte verlassen, die ganze Spannkraft des Willens war aus seiner Brust gewichen. Er hatte sich das letzte Stückchen Weg angesehen, das ihn hergeführt; um die Welt hätte er diesen Weg nicht zum zweiten Male abgeschrieben!

Er war „verfliegen“. Unter ihm ging es zerklüftet aber steil, fast senkrecht abwärts bis auf die Klammstraße, und die war so schmal, daß sie von hier oben nur wie eine Linie ausah und kaum merkbar den gähnenden Absturz bis auf den Grund der Klamm unterbrach.

Erst hatte er sich auf das Gesicht gelegt, um den Schwindel zu dämpfen, und geweint. Dann hatte er sich aufgesetzt und ausgeguckt, ob er jemanden errufen könnte, der unten vorüber ging. Und er

hatte nicht lange darauf warten müssen. Auf der Alm, wo man fast eine Stunde lang den Kaiser und die Umgebung durchsucht hatte und schließlich fast auf den Gedanken gekommen war, der räthselhafte Fremde, der den Schaltbauer auf dem Boden geweckt hatte, könne mit dem Verschwinden des Buben in Zusammenhang stehen, — dort war dem Hannjörg die Klamm und der Adlerhorst eingefallen.

Nun stand der Schaltbauer in stummer Verzweiflung drunten, und um ihn das Gesinde: der Hannjörg und jammernde Dirnen mit der alten Wabi. Der Knecht, der unter ihnen gewesen war, hatte ein Stück zu klettern versucht, die Matte hinauf und dann weiter über das Geröll; auf diesem aber war kein Halten gewesen, wieder und wieder war er zurück gerutscht. Er hatte es endlich aufgeben müssen und war nach Vermisau geschickt worden um Hülfe. Unterwegs war er dem Schaltseppel begegnet, den er nicht kannte.

Zuweilen rief der Hannjörg einen ermutigenden Zuspruch hinauf: „Halt dich muthig, Seppi! Schau daß d' nicht abfallst! In ein paar Stunden bist' wieder herunten! Die Vermisauer Buben helen dich!“ oder ähnlich. Aus den Antworten des Buben hörte der Senner, daß er stark schreien mußte, um sich demselben verständlich zu machen. Er redete auch dem Bauern tröstend zu und war überhaupt der einzige, der nicht verzagt erschien.

Er hatte den stillen Hintergedanken an Seppel, den er im Nothfalle in Altkirch zu finden wußte und von dessen Kraft, Gewandtheit und Erfahrung er das unmögliche erwartet haben würde.

Es dauerte ein paar Stunden, ehe die ersten Vermisauer bei der Unglücksstelle anlangten. Niemandem von den Leuten des Schaltbauern war es bis dahin in den Sinn gekommen, zum Kaiser zurückzukehren, und nun ging erst recht niemand: ein jeder wollte Zeuge der Rettungsversuche bleiben.

Die ersten Ankömmlinge waren Neugierige; die meisten derselben blieben in der Entfernung stehen, einige wenige näherten sich voll Theilnahme dem Schaltbauern. Endlich langten Hilfsmittel an, Leitern, Wäschleinen, Stangen mit Haken und anderes zu den Feuerlösch-Requisiten gehörige, was brauchbar erschienen war. Ein paar muthige Burschen griffen das Rettungswerk energisch an. Sie schleppten die Leitern die Matte hinauf bis zu der Stelle, wo die Geröllspalte begann, und mancher aus dem Zuge Menschen, der ihnen nachging, griff hilfreich mit zu. Sie begannen die Leitern zusammenzubinden, eine an's Ende der anderen; anfangs gleich drunten, soweit es erforderlich schien um bis dahin zu gelangen,

wo die Spalte die erste Biegung machte, dann, nachdem sie das so gewonnene über das Geröll hinauf gelegt und erklettert hatten, setzten sie die Arbeit droben fort.

Wie mühsam das ging! Eine Viertelstunde nach der anderen verrann bis in den Nachmittag hinein, und schließlich gewann man die Ueberzeugung, daß die Leitern doch nicht ausreichten.

Man mußte auf die nächsten Almen schiden, wo sich etwa noch Leitern befanden, und hinunter nach Vermisau. Wenn nur die Wege nicht alle so weit gewesen wären! In der tiefen Schlucht der Klamm wurde es frühzeitig dunkel.

„Wir werden heut nimmer fertig damit, Schaltbauer,“ sagte endlich einer der Helfer. „Der Bub' wird die Nacht droben zubringen müssen. Es wird noch eine Teufelsarbeit kosten, das ist sicher, und Ihr könnt nicht verlangen, daß wir im Finstern arbeiten.“

„Ich zahl' was einer haben will,“ rief der Schaltbauer mit mühsam unterdrücktem Schmerz. „Der Bub' ist das einzige was ich noch hab' von meiner Familie.“

„Es nützt nichts, Bauer,“ sagte kopfschüttelnd ein zweiter. „Unserins hat auch nur ein Leben zu verlieren. Es thut's Euch keiner in der Nacht, und Ihr könnt Gott danken, wenn der Bub' morgen herunter ist. Das letzte Stück bis zu ihm hin schaut böß aus! Wenn er Kurasch' hat, möcht's schon möglich sein, daß er's zurück auch machte wie hinwärts, oder man könnt' ihm einen Strick hinüber schaffen, daß er ihn umbände und sich nachher sicher wüß'. Bis auf die Platte da getrau ich mich schon zu kommen.“

Er zeigte auf die Platte über dem Riß, denn die andre, auf welcher der Seppi saß, war von der Matte aus nicht zu erblicken.

Ein Gemurmel aus der umher stehenden und lagernden Menge folgte diesen Worten. Die Gruppen lösten sich, und einer nach dem andern stieg hinab, um in das Dorf zurückzukehren. Es mußte ohnedies dunkel werden, bevor man heim kam.

„Wenn er stürzt die Nacht, mein Seppi — ich thu' mir ein Leids an,“ brach der Schaltbauer in tiefster Herzensnoth aus. „Kein Mensch kann von mir verlangen, daß ich das auch noch ertrag.“

Der Hannjörg trat zu ihm heran. „Seid nicht so außer Euch, Bauer. Der Bub' wird sich schon erhalten.“ Und wie für sich allein setzte er hinzu: „Ich wollt' es wär' einer hier, dann hätt's keine Noth.“

„Wer — wer?“ fragte der Schaltbauer hastig.

„Ich mein' nur so — — Euer Seppi.“

Der Bauer wandte sich um und erwiderte nichts. Aber diese Zwischenrede schien aus den

Wellen seiner Aufregung Eis geformt zu haben, so kalt war sein Gesicht, als er es wieder dem Hannjörg zulehrte.

„So wird schon nichts übrig bleiben,“ sprach er; „ich bitt' euch, kommt morgen in der Früh' wieder, ihr Buben; wer gleich in der Näh' bleiben will, den lab' ich auf meinen Kasen ein. Zu essen und zu trinken giebt's da freilich nicht viel und ein Bett von Federn auch nicht. Ich hab' mir nicht gedacht, daß ich noch ein Nachtlager droben halten müßt'. Du magst eine Zeit hier wachen, Hannjörg; mach dir ein Feuer an auf der Matte. Nachher in der Nacht kann dich der Flori ablösen. Ich schid' dir gleich durch die Rößl Brod und Käs daher.“ Und dann nahm er alle Kraft zusammen und schrie auf die Stelle zu, wo die überhängenden Blöcke den Sitzplatz des Seppi verdeckten: „Halt dich brav die Nacht, Buberl, morgen in der Früh' wirst' sicher erlöst.“

Sie stiegen alle bis auf den Hannjörg die Matte hinab, der Schaltbauer verstört und in sich gekehrt, und nicht minder verstört sein Gesinde, die Dirnen und der Flori, der Knecht. Bloß die jungen Burschen aus Vermisau sprachen mit einander und beriethen die Fortsetzung des Rettungswerkes für den anderen Tag. Auf dem Klammwege drunten begegneten sie einigen Leuten, welche noch Leitern herbei brachten; man schickte diese auf die Matte hinauf, in den Schutz des Hannjörg. Nur zwei der Burschen entschlossen sich, dem Schaltbauern auf die Alm zu folgen, die andern wollten im Dorfe noch für weitere Hilfsmittel sorgen und ganz zeitig früh sich wieder auf den Weg begeben.

Auf der Matte saß der Hannjörg, nach Abfertigung der Leiterträger durch niemand mehr gestört. Er hatte sich dürres Wachholder-Reißig' zusammen geholt und in einer benachbarten Schlucht, in welcher ein paar vereinzelte Bergtannen standen, verschiedene Aeste gebrochen, und jetzt war er damit beschäftigt ein Feuer anzufachen, welches bald genug hell knisternd aus dem harzigen Wachholder aufschlug.

Er wartete, bis er sicher war, es würde in Brand bleiben, stopfte dann seine Pfeife frisch und stieg noch einmal in die Klamm hinab, um einen Blick auf den Buben zu werfen. Die letzte Gluth des Abends brannte zwischen dem Gebirg hindurch gerade auf die Stelle, wo er saß, aber das scharfe Auge des Hannjörg sah nur die Füße, die er über den Abhang nieder hängen ließ. Die Adler, welche die Gegenwart so vieler Menschen den Tag über fern gehalten hatte, flogen jetzt, noch immer unruhig, um den Horst hin und wider.

Er rief so laut er vermochte: „He, Seppi!“

Aber er bekam keine Antwort; auch als er den Ruf ein paar Mal wiederholte, blieb es still droben, und sorgenvoll den Kopf schüttelnd suchte er wieder sein Feuer auf.

Der Seppi hörte ihn aus einem einfachen Grunde nicht. Er war vor Abspannung eingeschlafen.

Wenn ein unruhiger Traum ihn emperschreckte und sein Engel die Hand von ihm abzog — —!

Der Abendschein war verglommen — da — was war das, hoch droben zwischen den Klippen? Wie ein Glühwurm kroch es hier und da, ein un-



Die ausgezogene Sacke im Rücken, lag er bequem gegen die Felswand gelehnt, und die rothen Abendlichter spielten über ihn hin und färbten sein Gesicht rosig, unbehindert durch den Hut, der zur Seite gerutscht kaum den Halt auf dem Blondkopf behauptete.

Wenn er schlaftrunken erwachte, und, seiner Lage vergessen, eine unvorsichtige Bewegung machte!

gewisses, flimmerndes Licht, das bald still hielt bald sich bewegte.

Wenn der Schaltseppel sich etwas fest vorgenommen hatte, so führte er es auch aus, auf Leben und Tod. Und er war es, was sich da oben regte! eine kleine Laterne, auf dem Hute befestigt, gab das Licht. Den Leib hatte er mit einem Seil umwunden,

dessen Ringe eng bei einander lagen, die Füße bloß, die Schuhe um den Hals im Rücken hängen.

Ein Wagniß auf Leben und Tod. Wie eine Offenbarung war es über ihn gekommen: in diesem Klettern und Wagen war sein Unrecht erwachsen, und in diesem Klettern und Wagen wollte er es sühnen. Es war ihm eine Genugthuung, daß sein Wildschützenleben doch zu etwas gut gewesen.

Er kletterte und rutschte, mit Händen und Füßen klammernd, zuweilen nahm er den Hut vom Kopfe und leuchtete, um seinen Weg genauer zu erkennen: denn wenn er fehlte, hatte nicht er allein dafür zu büßen, es war dann vielleicht auch aus mit der Rettung des kühnen Buben. Manchmal brauchte er das eine kleinere Seil, das er zwischen den Zähnen hielt, schlang es um eine Klippe und faßte die Enden wieder mit den Zähnen. So war er sicher, daß er auch im steilen Rutschen die Last seines Körpers würde halten können, wenn er etwa unterwegs keinen Halt gewinnen sollte. Wo es anging, kürzte er das Klettern noch mehr ab, indem er sich mit Hülfe des Seiles ein Stück hinunter ließ.

Er hatte seinen Weg genau im Kopfe. Nicht umsonst hatte er wohl eine Stunde lang beobachtet und geplant, nachdem er sich vom weiten Marsche auf seine Alm das nöthige mitgebracht. Auf seine Muskeln konnte er sich verlassen: wo seine Hände hingriffen, da waren sie wie verkittet mit dem Gestein. Keine Schlange konnte geschmeidiger sich die Ritze hinunter winden als er. Und der Blick seines Auges, den nie die Empfindung des Schwindels getrübt hatte, war scharf und fest wie der des Adlerpaars, das jetzt seitwärts im Horste schlief. Er lächelte an einer Stelle, von wo er die beiden hätte überraschen können: aber daran lag ihm jetzt nichts.

Anderthalbe Stunde hatte die Arbeit gewährt und die Nacht war völlig hereingebrochen, eine sternklare Nacht, da machte er eine Pause. Seine Füße und Hände waren aufgerissen und zerschunden, seine Nerven aufgeregter, aber in seinem Gesicht spiegelte sich nichts wieder als das Gefühl des Triumphes: er saß sicher zwischen Klippen, unter denen es tief und fast senkrecht niederging gerade auf die Platte, von welcher das schmale Wegband zu dem Vorsprung hinüber führte auf den unsichtbaren Ruheplatz des Buben. Wie schwindelnd dies letzte Stück Weg auch ausfiel, — das machte ihm keine Sorgen. Er hegte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, daß sein großes Seil, doppelt geschlungen bis zu der Platte nieder reichen möchte.

Er löste die Schlangenringe des großen Seils

von sich ab, suchte die passende Klippe aus und band die Laterne, die er vom Hute abschnürte, an das eine Ende. Sie glitt in die Tiefe. Er fühlte endlich, daß sie aufschlug, und vermochte drunten beim Scheine des Lichtes die Grasbelleidung der Platte zu erkennen.

Nun zog er das Seil wieder herauf und maß ab.

Es reichte nicht; bei fünfzehn Fuß fehlten, wenn er es doppelt legte. Er mußte es einfach nehmen und dann an der Klippe hängen lassen, wenn er sein Ziel erreicht hatte. Nur ungern gab er das große Seil verloren, aber es ging nicht anders.

Er legte das eine Ende an die Klippe und verschürte es fest, und nun begann er, sich vorsichtig hinunter zu lassen. Eine ganze Minute lang hing er im Rachen des Todes: endlich war es gethan. Auf der Platte angelangt, knüpfte er die Laterne ab und befestigte sie wieder am Hute.

Da stand er, das kleinere Seil in der Hand, und ein tiefes Wohlgefühl durchströmte ihn, dem die schmerzenden Hände und Füße nur wenig Abbruch thaten. Er wurde ganz übermüthig auf dem breiten, bequemen Standpunkte. Drunten in der Tiefe saß der Hannjörg, die Pfeife im Munde, winzig klein am qualmenden Feuer, und bei diesem Anblicke zuckte es dem Burschen in den Armen. Er nahm heimlich lachend die Schuhe vom Rücken und warf sie in mächtigem Bogen nieder. Ein weites Stück von dem alten Senner noch schlugen sie auf, aber so heftig war der Knall, daß der Alte entsetzt empor sprang. Und plötzlich sang eine Mannesstimme, deren Inhaber ihm nicht zweifelhaft war, hoch auf der furchtbaren Wand:

„Der Bub schreit im Garten,
Wenn ein Zwetschgenpaar fällt,
Doch die Gams hat kein Kengsten,
Wo ein Grasel noch hält!“

Und „juh!“ jauchzte es dahinter.

Der alte Hannjörg verstand jedes der wie fernher klingenden Worte, aber er konnte mit keinem Jauchzer erwidern. Er heftete das Auge fest auf den Glühwurm von Laterne droben und murmelte Gebete.

Und die Laterne bewegte sich langsam an der Felswand hin bis zu den überhängenden Blöcken, die sich scharf gegen den Sternenhimmel abzeichneten. Dahinter verschwand sie.

„Er ist bei ihm,“ sagte der Alte.

Der Seppi schlief einen wahren Todtenschlaf; er war noch nicht munter, als sein Retter neben ihm kniete und ihn betrachtete. „Mein Path, meinem Venz sein Sohn,“ sprach der mit verhaltener

Zärtlichkeit und machte ein ganz verklärtes Gesicht, indem er das Licht der Laterne von dem abgenommenen Hute her auf den Schlummernden fallen ließ. Dann faßte er ihn fest beim Arm und rüttelte ihn, bis er die Lider aufschlug.

Verwundert starrten die blauen Augen des Buben den fremden Mann an, der sein Gesicht dem seinigen so nahe neigte, und nur undeutlich kehrte ihm das Bewußtsein seiner Lage zurück.

„Hüt' dich, Buberl, daß du nicht abfällst,“ klang die Warnung des Fremden. „Ich sorg' schon, daß du sicher 'nüber kommst. Zieh nur deine Schuhe aus, daß du nicht abrutschest.“ Und der Seppi zog die Schuhe aus und folgte dem Unbekannten zu den Steinblöcken. Dort nahm ihm der die Schuhe ab.

„Jetzt bleibst' dicht bei mir, gehst ein Bissel überseit und drückst den Rücken hinten an das Gestein — schau, das geht ja.“

Der Bube tappte mit der Sicherheit eines Nachtwandlers hinter dem Schaltseppel drein. Seine Schläfrigkeit und der Mangel eines Ausblicks in die Tiefe schlossen das Gefühl der Gefahr aus, und darauf eben hatte sein Ketter gerechnet, als er für sein Werk die Dunkelheit wählte. Der hatte kaum festen Boden unter den Füßen, als er dem Buben die Hand reichte und denselben mit einem Schwunge an sich riß.

„Gelobt sei Gott und die Jungfrau Maria,“ sagte er und wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn. „Ich thu' eine Wallfahrt nach Maria Zell, daß mir das geglückt ist!“ Und nun faßte er den Buben um und herzte und drückte ihn, daß der gar nicht wußte wie ihm geschah.

„Hast' noch nicht von deinem Ohm, dem Seppel gehört, der in die Welt hinausgegangen ist? von deinem Tauspathen, von dem du deinen Namen hast? Schau mich nur an, Buberl, ich bin ja derselbige!“

„Wo bist du denn hergekommen?“ fragte der Bube, der seine Zärtlichkeit etwas ungläubig erwiderte, aber durch deren stürmische Aeußerungen völlig munter geworden war. „Bringst' mich denn zu meinem Großvater?“

„Recht hast du, daß du mich daran erinnerst. Drunten sitzt der Hannjörg: siehst' nicht das Feuer da? Der lauert schon auf uns. Wart, ich binde dir das Seil um, daß du ohne Furcht den Spalt hinab klettern kannst; dann gehst' vornweg und ich komm' hinterdrein und halt' dich.“

So geschah es; der Seppi kletterte hinunter, unmittelbar über ihm folgte der Schaltseppel, das

Seil-Ende zwischen den Zähnen. Alles ging ohne erheblichen Anstoß vor sich, und als sie erst die Leitern auf dem Geröll erreicht hatten, war der Rest des Abstiegs ein Kinderspiel.

„Grüß dich Gott, Hannjörg!“

Keine Engelsmusik hätte dem Alten süßer in's Ohr klingen können als diese Worte des Schaltseppel.

„Geseign' es dir Gott,“ antwortete er mit feuchten Augen und drückte dem jungen Bauern die Hand. „Ich hab' in der Noth gleich an dich gedacht.“

„Laß mich aus,“ rief der mit einer Grimasse und schlenkerte die Hand. „Da schau her! Um meine Füß' und Hände sieht's böß aus. Einen feinen Handschuh möcht' man nicht darüber bringen, so einen städtischen.“

„Jesus Maria, an alledem ist der nichtsnutzige Bub' schuld. Hast dich wohl gar nicht einmal bedankt bei dem da?“

„Ich hab' noch keine Zeit gehabt,“ sagte der Seppi, „aber jetzt will ich mich schön bedankt haben, daß du mich herunter gebracht hast, Ohm; die Kurasch' war mir gestern ausgegangen.“

Es lag etwas so frisches, freimüthiges in der Art, wie der Bube zu ihm trat und das sagte, daß der Schaltseppel ihn vor Entzücken trotz seiner wunden Hände in die Luft hob wie eine Feder. „Ein rechter Kerl bist', dem die Kurasch' ausgeht. Eigentlich kannst' froh sein, daß du nicht soviel von der Waare hast wie dein Ohm.“

Er küßte ihn, ließ ihn sanft niedergleiten und wurde nachdenklich. Der Hannjörg mußte ihm sein Messer geben und er schnitt Leinwandstreifen vom Hemd und wickelte sie fest um die Füße. Den Schmerz bezwingend, preßte er dann die geschwellenen in die plumpen Bergschuhe, die er zuvor hinabgeworfen. Der Seppi zog seine Schuhe gleichfalls wieder an.

„Warum bist' nicht unten her gekommen und aufgestiegen?“ fragte der Hannjörg.

„Ich konnte von droben nicht sehen, wie von hier aus die Gelegenheit war, und dann hätt's wenigstens eine Stunde mehr Zeit gekostet, wenn ich den Umweg herunter gemacht hätte. Droben konnt' ich mir in aller Bequemlichkeit meinen Plan ausstudieren. Es war ein schwer Stück Arbeit, Hannjörg. Aber jetzt kommt noch ein schwereres,“ fuhr er ernster fort. „Wir wollen auf die Alm gehen und ich will meinen Frieden mit dem Bauern machen.“

„Gott geb's,“ nickte der Alte.

„Meinst', daß es nicht sicher ist, ob er's thut?“ fragte der Schaltseppel mißtrauisch.

„Oh, warum denn nicht?“ war die, nicht eben in sehr überzeugtem Tone gegebene Antwort.

Sie gingen. Hinter ihnen verloderte bald das Feuer des Sennens, der ganz seinen Auftrag, das fremde Geräth zu bewahren, vergessen hatte.

„Hannjörg,“ sagte der Schaltseppel in der Nähe der Almhütte und stand, aus seinem Brüten erwachend, still, „ich will doch nicht mit dem Buben zusammen vor den Bauer treten. Er könnt' mir in der ersten Freude wegen dem alles vergeben, und später möcht' er mir's wieder nachtragen. Ohne ein anderes Entgelt als meinen guten Willen soll er die Veröhnung annehmen, dann hält sie aus. Bleib du derweil draußen mit dem Seppi und sag mir bloß, ob ich den Bauer wieder allein auf dem Kaserboden finden werde?“

„Freilich wird er da sein. Aber ich mein', es wär' anders doch besser,“ warnte der Senner.

Der Schaltseppel schüttelte bloß den Kopf und stieg zur Kaserbodentreppe hin. Unterwegs nahm er die Laterne vom Hut und hielt sie mit der Hand. Der Vater mußte ihn doch wenigstens erkennen.

Als er droben die Bodenthür öffnete, fuhr er zurück, denn hoch aufgerichtet stand der Schaltbauer da, der noch nicht geschlafen hatte und in dem Ankömmling einen Boten vermuthete.

„Mutter Maria, der Seppel!“ sagte er unwillkürlich.

Beide sahen sich ein paar Sekunden schweigend an. Der Schaltseppel wurde immer verlegener und des Bauern Antlitz immer düsterer.

„Was willst?“ sprach der Bauer endlich mit harter Stimme. Hast' mit dem Spintisirer, dem Hannjörg, unter einer Decke gelegen, daß du dich als Rettungengel aufspielen willst? Wir holen den Buben auch ohne dich herunter.“

Dem argwöhnischen waren sofort die Worte des Senners in's Gedächtniß getreten, die ihn zuvor an den Seppel erinnert hatten.

„Wegen dem Buben red' ich nicht,“ entgegnete der junge Bauer, der vor innerem Beben kaum die Sprache fand. „Es ist nur, daß ich einseh', ich hab' nicht recht dazumal an Euch gehandelt, als ich — so hart zu Euch sprach — — und daß Ihr mir verzeihen sollt — —“

„Sollt?“ fuhr der Schaltbauer auf, der von den Aufregungen des Tages her eine fieberhafte Reizbarkeit behalten; „ich möcht' wissen, warum ich das soll; ich laß' mir von einem Landläufer, der sich von seinem Vater losgesagt hat, nichts befehlen. Geh nur wieder hin, wo du her gekommen bist, und schneid dir einen Vater aus einem Weiden-

stogen, da ich dir so wohlfeil war. Meinethalben bleib auch hier; der Landrichter in Tölz hält dir deine Zell' noch offen und du kannst gleich einziehen.“

Der Schaltseppel war blaß wie der Kalk an der Wand. Aber nicht vor Grimm. Er war innerlich zerfnickt. Er hatte eine kühne und gute That gethan und noch eine bessere thun wollen, und das hatte ihn so innerlich glücklich gemacht, und nun fühlte er nur das eine, daß Galle in die Freude gegossen war und sie verbitterte.

„Ich hab' das verdient,“ brachte er nach einer Pause heraus, „ich will auch wieder dahin zurück gehen, wo ich her gekommen bin, aber ich hatt' mir gedacht, das könnte wohl auch mit Eurem Segen geschehen, wenn ich Euch darum bitten möcht' —“

„Sieh dir keine Mühe,“ sagte der Schaltbauer mit eisiger Kälte. Du siehst mir gar nicht danach aus, als ob du schon inwendig genug gespürt hättest, wie es thut, wenn man seinen Vater auf den Auskehricht geworfen hat. Vielleicht fällt mir's später einmal ein, anders zu denken, wenn du reif dazu bist. Wo hast' denn die verschrundeten Händ' her? Bist' wieder hinter den Gamsen her gewesen —“

Das war zuviel. Die mühsam verhaltenen Thränen schossen dem starken Burschen, der so schwer büßte, jählings in die Augen. „Wenn Ihr glaubt, so wird's wohl an dem sein,“ sagte er mit erstikter Stimme, indem er sich zum Gehen wandte. „Gut' Nacht, Bauer, und daß es Euch nicht reuen mag.“

Er stieg wie betäubt die Treppe hinunter; dann befann er sich plötzlich, und ohne auf den Zuruf des Hannjörg zu achten, stürmte er unbekümmert um die Qualen, welche seine Füße ihm verursachten, in die Klippenwüste der Teufelswand hinauf.

„Das hat ein Unglück gegeben,“ murmelte mit trüber Ahnung der alte Senner. „Es ist ein schlimmer Tag heute! Komm, Seppi.“

4.

Die Wirkung, welche das Erscheinen des Hannjörg mit dem Buben und die einfache Erzählung des Alten auf den Schaltbauern ausgeübt hatte, nachdem er eben den Ketter des Enkels, den reuigen Sohn, von sich gestoßen und um der Malzeichen seiner toddrohenden Arbeit willen verhöhnt hatte, war eine erschreckende gewesen.

Er hatte die beiden wie irre angesehen, dann war er an ihnen vorbei gelaufen, hinunter und die Höhe hinauf in der Richtung, in welcher der Schaltseppel verschwunden war. Sie hatten ihn schreien hören: „Seppel, mein Sohn — wart auf mich — Seppel, wo bist du?“ Er mußte bis gegen Morgen

im Gebirg umher gelaufen sein, denn erst bei Tagesanbruch war er, eben als man ihn droben auffuchen wollte, zurückgekehrt, blaß und verstört und taub gegen alles, was zu ihm sprach.

Ein trübseliger Abstieg von der Alm war das geworden!

Im Dorfe lief unter den Vermisauern, die ihre Geräthschaften wieder geholt hatten, das dunkle, von keinem der drei wissenden — dem Bauern, dem Hannjörg und dem Buben — bestätigte Gerücht um: der Fremde, der gegen die Nacht hin den Seppi gerettet, sei der verschollene Schaltseppel gewesen. Dem Seppi hatte der Hannjörg bestimmt aufgegeben, er dürfe den Oheim unter keiner Bedingung verrathen.

Eine Woche lang war der Schaltbauer wie im Traume umhergegangen; dann hatte er eines Tages eine ernste Unterredung mit dem Hannjörg gehabt, und danach hatte er sich nach Altkirch zur Schwester seiner verstorbenen Frau hinüber begeben.

Er brachte die Gewißheit mit, daß der Seppel das Haus der Muhme verlassen hatte; aber wo ihn suchen? Niemand in dem Hause, dessen Gast er ein Jahr lang gewesen war, wußte eine Antwort darauf.

Und auf's neue hatte der Bauer ein paar Wochen für sich gebrütet, um darauf plötzlich zu einer längeren Reise zu rüsten. „Weil er den Seppel absolut finden will,“ sagten die Vermisauer.

Das Mal hatte man sich getäuscht, aber zu seiner Freude. Der Schaltbauer hatte das für einen Bauer erstaunliche gewagt: er war in München beim König gewesen und hatte einen Gnadenakt für seinen Sohn erwirkt; der konnte jetzt straffrei nach Vermisau zurückkehren!

Nunmehr war er ruhiger geworden. Eine stille Freudigkeit war über ihn gekommen. Er liebte es, wenn man von dem Seppel sprach und ihn rühmte, und wenn man sein Vergnügen über die Aussicht ausdrückte, denselben bald wieder im Dorfe zu sehen. „Ich hoff' das und Gott füg's!“ nickte er dazu.

Dem alten Hannjörg gegenüber sprach er sich umständlich aus. „Schau, Hannjörg,“ sagt er, „es hat mich erbittert, daß der Seppel so leicht seinen Vater fortwarf, und die langen Jahre her auch gar nichts von sich hören ließ. Ich dacht' mir: wer das thun und so lange ohne Neue aushalten kann, der muß doch ein schlechter Mensch im Grunde seines Herzens sein und gar keine Lieb' drinnen haben. Und dazu kam, daß sie mir seinetwegen in der Regierung die Ehr' abgeschnitten und mich meines Amtes für unwürdig erklärt haben. Wie er nun in der Nacht zu

mir auf den Kaserboden gekommen ist, gerade dazumal, wo ich im Inwendigen krank und verzweifelt wegen des Seppi gewesen bin, da sah er so verschunden und elendig und wieder so trotzig aus, daß ich mir gedacht hab': der kommt nicht, weil er Neue spürt, wenn auch seine Worte danach sind, sondern weil's ihm schlecht gegangen ist die Jahre her, weil er verlumpt ist und sich wieder anschmeicheln möcht', damit er in der Fremde ein gutes Leben führen könnte auf meine Kosten. Und gerade dazumal, wie es zu spät war, bist du mit dem Buben gekommen und hast mir mit der Wahrheit in's Gesicht geleuchtet, daß er's ehrlich gemeint und mir, ehe ich ihm das größte Leid anthat, eben erst die größte Lieb' erzeugt hatte. Das hat mich ganz närrisch und tief-sinnig gemacht. Jetzt hab' ich bloß noch die größte Herzensfreud' zu wissen, daß er doch noch einen braven Kern und wirkliche Lieb' zu mir hat, und wenn ich ihn find', soll er's spüren sein Leben lang, daß ich ihm seine Verirrung nicht nachtrage.“

Das war nun alles recht schön und gut. Aber wie den Seppel finden?

Auch wenn er sich gar nicht weit von Altkirch im Tirolischen aufhielt, so war vor dem Frühjahr ein Suchen nicht mehr möglich. Der Winter im Gebirg bricht früh herein; schon lag der Schnee fußhoch und höher allenthalben, grimmig sausten und tobten die Winterstürme in der entgeisterten Oede und jagten ungeheure Schneelasten von den rutschigen Stellen nieder. Höchstens daß man für die Passirbarkeit der Poststraßen nothdürftig sorgen konnte.

Im Frühjahr — ja dann wollte der Schaltbauer alles aufbieten, um auf die Spur des Seppel zu kommen.

Die Schneeschmelze erschien endlich. In Wasserstürzen brauste und gischte es in die Klamm nieder, bis die Thauwinde verwehten und die Sonne alle Wege austrocknete, nur daß hier und da noch ein Schneereif lag und sich in dünnes Geriesel auflöste, das unter ihm hervor abwärts seinen Weg suchte.

Eines Tages kam der Schaltbauer strahlend zum Hannjörg. „Jetzt will ich dir sagen, wo ich den Seppel suchen geh'. Ich begeb' mich das Jahr auf das Isfeler Maifest.“

„Das kann glücken, Bauer,“ nickte der Alte; „wenn er nicht gar zu weit in's Tirolische hinunter gegangen ist, wird er sich wohl einsinden, er müßte denn alle Freud' an solchem Gespiel verloren haben.“

Isfel war ein kleiner Ort, in welchem die Gastwirth die reichsten Leute waren, und das waren sie bloß durch das Maifest, zu dem die kampflustigen jungen Burschen und zahlreiche Zuschauer von weit

und breit nach Iffel strömten. Es war ein Frühlingsfest, dessen Ursprung in der weitesten Ferne heidnischer Zeiten zurück lag. In diesen Zeiten liebte man es, die Uebergangsperiode vom Winter zum Frühjahr als eine Zeit des Kampfes zwischen den bösen, zerstörenden Wintergeistern und dem Sommer mit seinen Helden zu betrachten und im Spiel darzustellen; und in Iffel that man das letztere noch in jedem Jahre. Den Hauptreiz dabei gewährte das Raufen, denn die jungen Burschen in den Alpenländern bethätigten gern im Raufen ihre Kraft, und wenn sie älter geworden sind, spielen sie wenigstens gern die Zuschauer.

So ließ denn am letzten Apriltag der Schaltbauer sein Wägelchen bespannen, der Flori fuhr und die beiden rüstigen Braumen vom Schalthofe zogen den Bauer und sein Enkelkind, den Seppi, auf einem ziemlichen Umwege in das Tirolische hinüber.

„Möchtst', daß wir deinen Ohm fänden, Seppi?“ fragte der Schaltbauer den Buben unterwegs. „Wär' dir's recht, daß er immer bei uns auf dem Hofe wär'?“

„Ja, Großvater,“ antwortete der gefragte, „ich glaub' er hat mich gar lieb, denn er hat mich dazumal, wie er mich von der Adlerwand holte, in einem fort gedrückt und geküßt. Aber ich hab' ihn gewiß eben so lieb.“

„Wenn er aber nun doch nicht mitkommen will?“

„Oh,“ meinte der Seppi und machte ein sehr überlegenes Gesicht, „wenn ich ihn bitten thu', kommt er schon. Ich saß' ihn an und laß' ihn nicht eher aus, bis er mir's nicht verspricht.“

„Wir werden ja sehen,“ sprach der Bauer und seufzte verstohlen.

In Iffel war am Abend schon ein lustiges Leben, als der Wagen einfuhr. Der Ort lag in einem schmalen Thalstreifen, hart an der Berglehne. Zwischen ihm und der gegenüberliegenden, almreichen anderen Lehne, die von zackigen, noch reichlich beschneiten Kämmen überragt war, zog sich Wiesengrund. Dort war der Kampfplatz abgegränzt. Man konnte ihn daran unterscheiden, daß er völlig leer stand, während seine Umgebung reichlich mit Buden und Zelten besetzt war, deren Inhaber entweder Näsche-reien oder Speisen und Getränke der Tiroler Wirthshäuser verabreichten. Lustig flatterten die bunten Wimpel und Flaggen über dem Menschengetümmel, das sich hier durcheinander bewegte; Carousselmusik bewirkte jenen ohrenzerreißenden Lärm, den das niedere Volk bei seinen Lustbarkeiten nur ungern vermißt, und den das Rauchen übermüthiger Burschen vermehrte.

Deutsche Jugend. XII.

Alles das konnten die Insassen des Schalthofer Wagens von der Straße her wahrnehmen, und das Bild war um so hübscher, da hier und dort bereits Lichter glommen. Auch die Straße selbst war belebt genug, mehr als ein ledes Gesicht, den Hut mit Gernsbart und Spielhahnsfeder verwegen in die Stirn gedrückt, beugte sich auf einen Moment in den Wagen hinein, überall blankweiße Linnenhemden und breite Gürtel; dazwischen schmucke Dirnen im Festtagsputz, mit nagelneuem Nieder und Brusttuch und faltenreichem Rocke, und seitwärts die nie fehlenden Bettler, zumeist Krüppel.

Der Schaltbauer suchte einen Bekannten auf, der froh war, ihm gerade noch das letzte freie Plätzchen in Hof und Haus bieten zu können. Viel Unkosten hatten die Iffeler von solchen Besuchen eben nicht, eher das Gegentheil. Die Gäste pflegten zur Sicherheit eine ziemliche Menge Lebensmittel mit in den Ort zu bringen, und was nicht verzehrt ward, dem Gastfreund zurückzulassen; und Leute wie der Schaltbauer thaten darin ein übriges, um nicht von anderen überboten zu werden. Es war einmal hergebrachte Sitte so, und die Iffeler ließen es sich gern gefallen. „Alle haben ein Erndtefest und die Iffeler zwei,“ hieß es; oder:

„Maienfest

Sind die Iff'ler dabeim die Gäst'.“

Der Schaltbauer hatte nicht viel Ruhe im Hause. Kaum war der Wagen in den Hof zwischen ein paar andre gefahren und hatte man die beiden Insassen willkommen geheißsen, so begann der Bauer Erkundigungen einzuziehen, ob sich nirgend unter den Burschen etwa sein Seppel habe blicken lassen. Die Hausleute hatten ihn nicht gesehen und der Frager entschloß sich kurz, noch einen Gang auf den Festplatz zu thun; mit Rücksicht darauf, daß vier Augen mehr sehen als zwei, nahm er auch den Buben mit.

Es war keine kleine Aufgabe für das Paar, durch den ganzen Trubel seinen Weg zu finden. Lange Zeit hindurch wandelten sie zwischen lauter fremden Gesichtern, bis dem Alten plötzlich einer von den Knechten der Altkircher Schwägerin in den Weg lief. Er hielt ihn an und fragte wegen des Seppel; der Bursche hatte ihn auch nicht gesehen, versprach aber in das Haus, in welchem der Schaltbauer eingekehrt war, Nachricht zu bringen, im Falle er ihn zu Gesicht bekommen oder bestimmt seine Anwesenheit erfahren würde. Endlich war die Dunkelheit völlig hereingebrochen, der Seppi klagte über das Drängen und Stoßen, und so kehrten denn die

beiden unverrichteter Sache durch die laue Frühlingsnacht heim.

Zeitig am nächsten Morgen standen sie am offenen Fenster. Die Burschen waren bereits, so viele ihrer am Spiele Theil nahmen, durch den Gemeindevorsteher als Ordner und Schiedsrichter zu zwei Parteien ausgelost worden, die in entgegengesetzter Richtung unter Vorgang von Musik aus dem Dorfe zogen, um auf dem Festplatz draußen zusammen zu treffen. Die eine marschirte, von einer bewegten Zuschauerschaft begleitet, vor den Augen des Schaltbauern vorüber, eine kraftvolle, trotzig-e Schaar, welche von Kampflust sprühende Blicke und herausfordernde Zauchzer in den wonnigen Morgen sandte. Es waren die Winterhelden; eine mit neuem Anzug bekleidete Strohputze, ihren König und Führer darstellend, trugen ein Paar Burschen vornweg, fahnenumflattert.

Der Schaltbauer und sein Enkel prüften jedes Gesicht in der Schaar; endlich schüttelte der Alte trübe den eisgrauen Kopf. Der Seppel war nicht darunter.

Er drückte den Hut auf das Haupt, nahm den Seppi bei der Hand und schritt auf die Straße, um den zweiten Zug auf der anderen Seite einzuziehen. Es gelang ihm, denselben noch kurz vor dem Kampfplatze abzuschneiden, und da standen die beiden wieder mit klopfenden Herzen, und der Schaltbauer meinte, es könne gar nicht anders sein, der gesuchte müsse sich dort in dem, Maie und grüne Zweige tragenden Zug befinden.

Umsonst. Kein Seppel zu sehen.

Der Schaltbauer ließ den Kopf sinken und wischte sich über die Augen. Dann raffte er sich wieder auf und murmelte: „Er muß da sein, ich geb' die Hoffnung nicht auf.“ Und laut fuhr er fort: „Paß gut auf, Sepperl, er wird doch vielleicht unter den Leuten sein, die zum Zuschauen da sind.“

„Ich paß' schon gut auf, Großvater,“ nickte der Bube.

Wie ein ruheloser Geist irrte der alte Bauer mit seinem Enkelkinde von Gruppe zu Gruppe.

Alles ward still, als plötzlich eine Stimme feierlich zu sprechen begann:

„Wir sind allhier zum Maiefest
Versammelt auf das allerbest.
Der Winter unser Herr war,
Wie seine Art ist, selbes Jahr:
Gras und Blumen zu Tod er schlug,
Das war uns allen Leids genug;
Schnee und Eis hat erbracht gar viel,
Davon ich nichts mehr sagen will.
Allhier steht König Sommer heut,

Ihm abzunehmen Land und Leut',
Land und Leut' thut er begehren,
Desß mag der Winter sich erwehren;
Es löst' ihm Leben und Gewand,
Mit Feuer wird sein Leib verbrannt.
Was böß ist, muß zur Hölle gehn,
Gott schenk' uns ein fröhliches Aufersiehn!
Amen! Gelobt sei Gott und die Jungfrau Maria!“

So sprach der Gemeindevorsteher von Iffel, als Festordner mit der silbernen Kette um den Hals vor dem Zelt stehend, das für ihn und sonstige obrigkeitliche Personen von Iffel erbaut war, und während des Spruches, der irgend einen früheren Geistlichen von Iffel zum Verfasser haben mochte, entblößten alle die Häupter.

Nur der Schaltbauer hörte nicht auf den Spruch noch achtete er auf die verwunderten Blicke, die ihm deshalb folgten. Wieder und wieder suchte er die Runde der Zuschauer ab, während die Burschen, immer zu drei Paaren auf einmal, im Ringkampf den Rasen zerstampften, bis einer der Gegner drunten lag, wobei Spottworte, Gelächter, Zurufe und hellauf kreischende Zauchzer die Scene beleben halfen.

Fast zwei Stunden vergingen, da gab der Bauer mit einem Seufzer aus tiefster Brust das Suchen auf.

„Bleib hier, Seppi,“ sagte er, schau dir alles an. Nachher findst' mich da oben bei dem Zelt, vor dem die zwei hohen Stangen stehen.“

Dort saß er denn auch wenige Minuten später einsam an einem Tisch vor einem Bierglase und hing traurigen Gedanken nach, nur selten einen Blick auf die festliche Menge drüben werfend.

Die besiegten Burschen mußten sich unthätig der Partei ihrer Sieger ergeben, und es schien, daß des Sommerkönigs Partei heute nicht sonderlich vom Glück begünstigt wurde; sie stand arg zusammengeschmolzen da, und das Häuflein ihrer Gefangenen war spärlich genug gegenüber der großen Zahl aus ihrer Mitte, die drüben besiegt im Grafe Platz genommen hatten. Die Spannung unter den Zuschauern wuchs, die hinten stehenden drängten immer mehr, um bessere Aussicht zu erhalten, kein Auge ward von der Entscheidungsstelle verwandt, wo die Gegner immer verzweifelter haben und immer siegesgewisser drüben alle Künste entfalteten, um das Uebergewicht zu behaupten und den Widerpart zu fällen. So konnten zwei Männer, die verspätet von den Buden der einen Seite her anlangten, ohne von irgendwem bemerkt zu werden an das Zelt des Festordners gelangen, einer jung, der andere alt. Der letztere, ein stattlicher Bauer, trat ohne Um-

stände in das Zelt und ging auf den mit äußerster Aufmerksamkeit beobachtenden Gemeindevorsteher von Iffel zu, während sein Begleiter beim Zelte stehen blieb.

„Grüß' dich Gott, Schwager; ich bin spät gekommen,“ sagte der Alte zu dem Vorsteher. „Wie steht's um das Gespiel?“

„Schlecht,“ erwiderte der ohne Umschau seine Hand hinstreckend, „die Sommerleut' halten sich nicht gut. Wenn das so weiter geht, so können wir uns auf einen schlimmen Nachwinter und geringen Sommer gefaßt machen. Es wird wohl noch ein zweites Losen geben.“

„Da kannst' meinen Knecht mitnehmen, den ich mitgebracht hab'. Das ist ein Teufelsbursch! ich wollt', daß der bei den Sommerleuten wäre. Ich mein', es könnt' nicht anders sein, als daß der König würde.“

„Wollen's abwarten! — Halt!“ schrie der Vorsteher laut, „nicht mit den Fäusten schlagen, du da, das ist nicht erlaubt.“ Dann lachte er vor sich hin, denn der Bursch, den er anrief, lag schon der Länge nach auf dem Rasen. Er gehörte zur Winterpartei und sein Gegner, ein langer, hagrer Bursch, mit Armen so sehnig wie die eines Arabers, reckte diese hoch in die Luft und stieß ein gellendes „Juhe!“ aus; dann lenkte er plötzlich in einen Bers über, den er mit nicht sonderlich anmuthiger Stimme heraus krächte:

„Und das wüthigste Wasser
Find't auch noch sein' Damm;
Und der Schnee, der an's Feuer kommt,
Schmilzt alleweil' zusamm'.“

Er warf noch einen zweiten und dritten Gegner zu Boden; allgemeiner Jubel begrüßte seine Erfolge. Aber auch die andre Partei fand einen ähnlichen Helden, so daß bald der Vortheil wieder ersichtlichermassen dem Winter zufiel.

Die beiden Helden vermieden sich eine Weile, da jeder abwarten wollte, ob der andre nicht früher ermüden würde als er selbst. Jetzt endlich schien dem hageren, langen der rechte Zeitpunkt gekommen. Er sprang vor den feindlichen Recken hin, der beträchtlich kleiner war als er, beide maßen sich mit spöttischen Augen, und plötzlich faßte jener zu.

Er griff in die Luft. Wie ein Hal war der andere ausgeschlüpft. Athemlos drängte sich alles vor.

„Stehst' still, du Zaunschlupfer?“ rief der lange Bursch höhniisch.

Der Gegner merkte, daß er gegen die Armkraft des anderen im Nachtheil war. Er kreuzte die Arme, bis derselbe ihn umklammerte, und plötzlich

glitt er hinunter und stieß mit dem Kopf und dem Schultern so heftig gegen die Beine des sich bückenden, daß dieser über ihn hinweg in die Luft schoß. Noch während der Gegner im Fallen war, richtete er sich auf und gab ihm einen zweiten Stoß. Im Fall sich überschlagend, faß der hagerer mit einem Male zu seiner Verwunderung im Gras. Das ganze Manöver war so komisch, daß ein schallendes Gelächter dem doch unwillkommenen Ausgang des Zweikampfes folgte.

„Schwager,“ wandte sich der Vorsteher plötzlich an den so spät angelangten Bauer, „traust' deinem Knecht wirklich etwas zu? Ich hab' das Recht ihn noch einzuschieben, denn die Parteien sind ungleich.“

„Thu's, da sollst' was erleben!“

„So hol ihn her, wenn's ihm recht ist.“

Ein Wink des Bauern rief den jungen Mann herbei, der mit brennenden Augen dem Zweikampf gefolgt war.

„Willst' noch mit thun?“ fragte ihn der Gemeindevorsteher.

„Meinethalb,“ war die nach kurzem Bedenken gegebene Antwort.

„So frag' ich dich: willst' das zahlen, was Brauch ist, und dich dem Gericht dahier fügen?“

„Ja.“

„Das Geld zahl' ich!“ fiel rasch der Bauer ein.

„Halt!“ scholl die Stimme des Vorstehers über den Platz. „Ich brauch' mein Recht und stell' den Sommerleuten noch einen Maibuben zu, der zu spät gekommen ist.“

Jedes Auge ruhte auf dem kraftvollen, stattlichen Burschen, der mit gesenktem Antlitz, ruhig wie ein nachdenklicher Löwe dem aufgepflanzten Maibaum zuschritt. Einzelne Ausrufe des Wohlgefallens wurden laut, nur die Winterpartei murrte. Aber sie konnte an der Sache nichts ändern.

Die wenigsten vernahmen den halblauten Schrei, den beim Erscheinen des neuen Kämpfers ein halbwüchziger Bube ausstieß. Der Bube war der Seppi, der sich zuvor geschickt durch die Menschenmauer bis in die vorderste Reihe gedrückt und dort, ganz Auge schon eine geraume Zeit das Schauspiel verfolgt hatte. „Das ist er, das ist er ja — laßt mich durch, ich muß zu meinem Großvater!“

„Bub, nichtsnutziger, ich reiß' dir die Ohren ab, wenn d' keine Ruh' giebst — —“

Aber der Seppi hörte schon nichts mehr von den Entrüstungsausbrüchen, die er verursacht. Mit rathselhafter Schnelligkeit hatte er die Lücken gefunden, durch die er sich hinauswinden konnte, und

schon rannte er in der Richtung auf den Schaltbauer zu.

„Großvater,“ stieß er außer Athem hervor, „er ist da, der Seppel-Ohm ist dort, er ist eben unter die Maibuben gegangen.“

Der Schaltbauer wurde blaß und ließ das Glas sinken.

„Hast' dich auch nicht versehen?“

„Nein, ich hab' Recht.“

Und nun gingen die beiden auf den Zuschauer ring los. Sie suchten nach einem Platz von wo sie alles übersehen konnten, und fanden ihn endlich ebenda, wo zuvor der Seppel gestanden hatte, neben dem Vorsteherzelt.

Der Kampf war inzwischen seinen Gang weiter geschritten. Mit den zwei letzten Genossen trat der neu eingefügte Bursche vom Maibaum her auf den Plan hinaus. Drüben standen noch sieben Gegner, und es waren die drei stärksten, welche sich jetzt dem Reste der Sommerleute gegenüber stellten.

Nach heftigem Ringen war der Seppel allein übrig; hüben zwei, drüben einer waren gefallen.

Einer gegen sechs!

Die sechs hielten eine kurze Berathung, während der Seppel ruhig einstuifen die Arme kreuzte. Nur seine Augen leuchteten und um seine Lippen spielte ein spöttisches Lächeln.

Die sechs hatten endlich beschlossen, daß die fünf schwächeren zuerst vorgehen sollten; der einzige, der noch Aussicht hatte im ersten Kampfe Sommerkönig zu werden, mußte müde sein, wenn er die fünf ja niedergerungen haben sollte. Dann war der letzte, und stärkste von den sechs, eben der untersekte Bursch, der vorhin so glänzend gesiegt hatte, seiner sicher. Und noch etwas war unter ihnen gesprochen worden. „Ich kenne ihn,“ hatte der untersekte gesagt. „König wird er nicht, auch wenn er mich besiegt. Ich habe ein Mittelchen dagegen.“ Dazu hatte er so eigenthümlich mit den Augen gezinkert, daß die andern ganz neugierig waren.

Da stand denn der erste Gegner vor dem Seppel, der ihn mitleidig betrachtete. Aber er stand nur einen Augenblick, dann saß er auf dem Boden, ehe er recht wußte, wie er den Feind angreifen wollte.

Dem zweiten ging es wenig besser. Er rieb sich die Arme da wo die eisernen Finger des Schaltseppel hingegriffen hatten, als er sich zu den Gefangenen begab.

Begeisterte Zurufe allenthalben. Es gab keine Seele unter der Zuschauermenge, die ihm nicht in fieberhafter Aufregung weitere Siege wünschte.

Schon hatte ein kräftiger „Hosenlupf“ den dritten zur Erde befördert. Ein vierter versuchte es mit gewaltigem Kopfstoß, aber der Schaltseppel stand unbeweglich wie eine Säule. Den fünften, einen kleinen Burschen, der kaum dem Knabenalter entwachsen war und sich bisher noch von allem Kampf zurückgehalten hatte, hob er wie ein Kind auf und schleuderte ihn zum allgemeinen Ergötzen gleich einem Ball in die Luft.

Jetzt war der Höhepunkt des Interesses gekommen: da standen die beiden letzten Kämpfer, und die Entscheidung dieses ganzen Aktes des Kampfspiels, von dessen Ausgang es abhing, ob noch ein zweiter Akt nöthig wurde, konnte nur Minuten noch auf sich warten lassen.

„Gieb's freiwillig auf,“ sagte der Schaltseppel.

„Ich denk' nicht dran,“ versetzte der andere, versuchend, dem Gegner die Sonne abzugewinnen.

„Drauf! Vorwärts!“ rief es ungeduldig aus der Menge.

Der untersekte machte dem Seppel zu schaffen. An Kraft war er jenem jedenfalls überlegen, aber an Gewandtheit hielten sie sich die Wage, und lange gab der schlaue dem Schaltseppel keine Blöße. Da stellte sich der letztere, um der Sache ein Ende zu machen, als ob er strauchele. Sogleich war der Gegner mit einem Sprunge bei ihm. Wie ein einziger Schrei der Besorgniß tönte es aus den Zuschauern. Dann wurde es plötzlich still.

Der Schaltseppel hatte im Nu den Arm im Rücken des andern, blitzschnell fuhr seine Hand in dessen Gürtel und im nämlichen Augenblick schwebte der Bursch in der Luft und flog ein Stück seitwärts mit derbem Fall in das Gras.

„Hoch! der Sommerkönig hoch — —“

„Halt!“ schrie der unterlegene auffpringend in den Jubel hinein und winkte mit beiden Händen: „ich protestir' dagegen, daß der da Sommerkönig wird. Es ist Herkommen, daß keiner Sommerkönig werden kann, der nicht straffrei ist von Gerichts wegen. Und der da ist der Schaltseppel von Wermisau, den sie im Bairischen drüben wegen Wilddiebens mit Steckbriefen verfolgen!“

Wie ein Donnerschlag fuhren diese heiser geschrienen Worte unter die Versammlung. Als man auf den Seppel blickte, war der verschwunden.

Aber die Ueberraschungen waren noch nicht aus.

Neben dem Vorsteherzelt drängte sich die hohe Gestalt des Schaltbauern mit dem weißgrauen, ehrwürdigen Haupt hervor und schritt in die Mitte des Platzes.

„Der Bursche da lügt!“ donnerte er. „Auf

dem Schaltseppel aus Vermisau ruht kein Makel mehr, denn S. Majestät der König hat ihn in Gnaden freigegeben."

"Wer sagt das?" fragte der Bursche lech.

"Das sage ich, denn ich bin es, der ihn zu München losgebeten hat. Und wenn ihr wissen wollt, wer ich bin, so sollt ihr das auch erfahren: ich bin der Schaltbauer von Vermisau."

Da brach ein wahrer Sturm des Jubels aus; ein Gedränge von glückwünschenden umwogte den Alten, der selig-stolz dastand und sich kaum zu bewegen wußte.

"Der Sommerkönig hoch! Wo ist der Sommerkönig?"

"Es geht doch nicht an," schrie der Bursch kirschbraun vor Grimm, „er ist ein Bairischer.“

"Es geht wohl," rief eine Stimme zur Antwort, „denn er ist Knecht bei mir und ich bin der Sattelhofser von Brizlegg!“

Und der Sattelhofser von Brizlegg drängte sich bis zum Schaltbauern durch und die Männer drückten einander die Hände.

"Wo ist er? Wo ist der Sommerkönig?"

"Hier ist er ausgebrochen und auf die Zelte hin gelaufen!" hieß es von einer Seite her.

"Seppi!" rief der Schaltbauer in den Tumult, und dann legte er die Hände hohl um den Mund und rief noch einmal: „Seppi! — Ist mein Bub nicht mehr da neben dem Zelt?"

"Nein, er ist fortgelaufen," ertönte es zur Antwort.

"Aha," nickte der Schaltbauer befriedigt, „dann kommt uns der Sommerkönig nicht aus, wann ihm der Bub auf den Fersen ist.“ Und der Sattelhofser von Brizlegg schrie mit Stentorsstimme: „Bleibt hier, Leute, wir gehen ihn holen!“ Und er nahm den Arm des Schaltbauern, und die zwei drängten sich durch das Volk hinaus und gingen in der Richtung nach den Zelten, zwischen denen zuvor der Schaltbauer einsam sein Bier geschluckt und Trübsal geblasen hatte.

Ein ganzes Stück hinter den Zelten erst hatte der Seppi den Oheim eingeholt. „Ohm, lauf doch nicht, sie dürfen dir ja nichts anthun, der Großvater ist in München beim König gewesen und hat dich freigegeben!“ Das durchdringende Stimmchen des Bubens hatte das Ohr des flüchtigen erreicht und sprachlos vor Staunen war er stehen geblieben.

"Buberl, du bist da? Und der Schaltbauer auch, dein Großvater?"

Der Seppi war ihm gerade in die Arme ge-

laufen und nun hatte er sich auf die Kniee niedergelassen und hielt den Bubens umschlungen.

"Das ist doch nicht möglich, daß er in München gewesen ist meinethalb? Weißt' nicht, daß er nichts mehr von mir wissen will und mich fortgejagt hat in die Welt hinaus?"

"Freilich ist er dort gewesen; und daß er nichts von dir wissen will, glaub' ich nicht, denn wir sind hergefahren, weil der Großvater dich suchen und mit nach Vermisau nehmen möcht'. Ich hab' ihm versprochen, daß ich dich bei der Sache fassen und dich nicht losgeben will, bis du zusagst, daß du mit uns über das Gebirg fahren wirst. Ich laß' dich auch nicht aus, und wenn du mir einen Arm entzwei brichst, halt' ich dich mit dem anderen, das kannst' mir nur glauben."

"O du blutiger Heiland," sagte der Schaltseppel mit feuchten Augen, „das hätt' ich mir nimmer träumen lassen, daß heut solch ein Glückstag für mich sein würde! Ich will ja gern mit euch fahren, du faktischer Zadenreißer, du Lecker!“ Und nun herzte er den Bubens, daß er gar nicht merkte, wie sein Vater mit dem Sattelhofser schon dicht bei ihnen war.

"Da hat er richtig den Hirsch gestellt," lachte der Sattelhofser.

Der Schaltseppel richtete sich auf, als er die Stimme hörte; und da stand er wieder Aug' in Auge mit seinem Vater. Er senkte den Kopf, und dem Schaltbauern flimmerte es vor den Augen.

"Vater," fing endlich der Seppel an, „das habt Ihr für mich thun können, daß Ihr nach München gegangen seid?“ Seine Stimme zitterte, und er sagte lieber nichts weiter; aber wie er auffah, da hatte der Schaltbauer die Arme ausgebreitet und einen Augenblick nachher hielt der den Seppel in den Armen, daß der Sattelhofser sich herumdrehte, weil er dachte, er könne das ohne Weinen nicht mehr ansehen, so rührend war es. Niemand sprach etwas, bloß der Seppi sagte mit seiner hellen Stimme: „Ich hatt' ihn ganz fest, Großvater, ich hätt' ihn gewiß nicht auskommen lassen.“

Was soll ich weiter erzählen? Der Schaltseppel wurde richtig Sommerkönig, er bekam die silberne Kette des Vorstehers umgehängt und alle Wintertruppen gingen zu ihm über, daß sich's der alte grämliche Strohwinter gefallen lassen mußte, an den Maibaum gehenkt, in großem Zuge durch das Dorf geführt und bei der Rückkehr auf die Kampfwiese feierlich verbrannt zu werden, nachdem der Seppel zuvor seine Kleider als Kriegsbeute erhalten. Und wie er verloberte und die Funken in die Luft stoben, sah der Schaltbauer seinen Sohn an und sagte:

„Siehst', Seppel, accurat wie der Winter in unsern Herzen; die Lieb' ist das Feuer, das ihn verbrannt hat.“ Und der glückliche Sommerkönig nickte so strahlend und stolz und sah so stattlich aus, recht wie ein Bauernfürst.

Dann wurde gegessen, getrunken und getanzt. Und beim Morgengrauen ging's in dem Wägelchen heimwärts nach Wermisau.

Der Sattelhofer von Brizlegg hatte seinen Knecht freigegeben.

An der Mutter Grab.

Zu einer Zeichnung von **Albert Gendshel**
von **Julius Lohmeyer**.



Blüthenpracht und Lerchenlieder,
Alles weckt der Frühlingschein;
Dich nur weckt er mir nicht wieder,
Mein geliebtes Mütterlein.

Anemonen, Primeln pflücktest
Du im Mai dir noch zum Strauß;
Nach den ersten Glöckchen blicktest
Du in stiller Sehnsucht aus.

Einmal noch beglückt genossest
Du den Lenz in Wald und Nieb —

Ach die lieben Augen schloffest
Du schon eh' der Sommer schied. —

Einsam und in Trauern ging ich
Heut' zum Frühlingswald hinab,
Aber seine Blumen bring' ich,
Theure, auf dein liebes Grab.

Anemonen, Primeln, Glöckchen
Wind' ich dir zum Kranze hier;
Al' die heimlich trauten Fleckchen
Senden Frühlingsgrüße dir.

Ans der Gothenzeit.

Von

Felix Dahn.

Original-Zeichnung von Julius Naue.

I. Dietrich von Bern.

Vor einiger Zeit habt ihr in diesen Blättern gelesen von den „Langbärten“, den Langobarden, welche im Jahre 568 nach Christus von Pannonien (Ungarn) aus nach Italien gezogen waren, wo sie ein Reich gründeten, welches sich länger als zwei Jahrhunderte behauptet hat. Die Langobarden waren aber nicht die ersten unter den Germanen gewesen, welche in jenem schönen Lande, wo „die Myrte still und hoch der Lorber steht“, eine stolze Herrschaft errichtet hatten: vor ihnen hatte Theoderich, der große König der Ostgothen, hier stark und segensreich und schimmervoll gewaltet, und von ihm und seinem Volk will ich euch nun erzählen. —

Die Ostgothen gehörten mit den Westgothen, den Vandalen, den Gepiden und Rugiern neben anderen kleineren Völkern zu der großen Gruppe der gothischen Germanen; außer ihnen zählen zu den Germanen noch die Skandinavier in Dänemark, Schweden und Norwegen, die Engländer, die Holländer, die deutschsprechenden Schweizer und Oesterreicher und endlich wir Deutschen, so daß wir also die Gothen als unsere Vettern ansehen dürfen.

Alle Germanen sind aus Asien in Europa eingewandert. Die Gothen hatte dabei ihr Zug an die Küsten der Ostsee geführt, wo sie zur Zeit Alexanders des Großen circa 330 vor Christus siedelten. Aber aus Gründen, welche wir nur vermuthen, nicht genau angeben können, besonders wegen starker Zunahme der Bevölkerung (die in den alten Sitten nicht mehr genug Raum und Nahrung fand), zogen sie im Laufe des zweiten Jahrhunderts nach Christus gen Süden: zu Anfang des dritten finden wir sie in den Ländern auf der Westseite des schwarzen Meeres.

Während die meisten anderen Germanen ursprünglich keine erblichen Fürsten hatten, sondern unter frei gewählten Richtern lebten, stehen die gothischen Völker von ihrem ersten Auftreten bis zu ihrem Untergang in der Geschichte unter der Herrschaft von Königen; die einzelnen gothischen Völkern, so auch die Ostgothen, führten im frommen

und zugleich stolzen Glauben der heidnischen Ueberlieferung — denn erst um das Jahr 340 nahmen sie das Christenthum an — ihren Ursprung auf die heidnischen Götter zurück, zumal auf Odin oder Wotan, den König der Götter, der Asen in Valhalla. Das königliche Geschlecht galt als das älteste und deshalb ehrwürdigste in dem ganzen Volke: von Odin oder Freyr oder einem andern Gotte, glaubte man, stamme der Ahnherr des königlichen Hauses, und von diesem sei das ganze Volk entsprossen. Bei den Ostgothen hieß das Königsgeschlecht die Amalungen d. h. die Söhne und Enkel Amals, eines gefeierten Helden, dessen Urgroßvater Gaut hieß; dies aber ist der Name des Gothenvolkes selbst, so daß also der Ahnherr des Königshauses zugleich als der erste Gotthe galt, der je gelebt und der dem ganzen Volke den Namen gegeben. „Amal“ heißt so viel als der „mühevoll“ d. h. der große Held, welcher viele Kämpfe und Mühen zu bestehen hatte, etwa wie der Herakles der Hellenen.

Aus diesem Geschlecht der Amaler oder Amalungen wählten nun die Ostgothen mit geringen Ausnahmen seit grauer Vorzeit alle ihre Könige; sie wählten: denn auch wenn die Germanen unter Königen lebten, wurde doch die Krone bei dem Tode eines Königs durch Wahl des Volkes einem der Männer des Königshauses verliehen; es fehlte eine bestimmte Kronfolge-Ordnung, wie sie in den Königreichen der Gegenwart z. B. immer den erstgeborenen Sohn zum Nachfolger bestimmt.

Ein Amaler war auch der König Ermanarich, welcher um die Mitte des IV. Jahrhunderts in seinem mächtigen Reiche nicht nur fast alle gothischen Völkern vereint, sondern auch slavische und finnische Stämme unterworfen hatte.

Aber gegen Ende dieses Jahrhunderts traf auf dieses Gothenreich die furchtbare Völkerwoge der Hunnen.

Dieses gräßliche und häßliche Volk, nicht germanischen oder slavischen, sondern mongolischen Abstammung, stößte den Germanen durch seine Wildheit, thierische Rohheit und Ungestalt solches Grauen, solchen Abscheu ein, daß die Sage entstand, die „Hunnen“ seien gar keine rechten Menschen, sondern die Abkömmlinge von bösen Geistern der Steppe

und gothischer Hexen oder Zauberweiber, der Altraunen, welche ein König wegen böser Künste von dem Gothenvolk ausgestoßen und in Wüsteneien vertrieben hatte.

Dieses rohe Reitervolk, ungeheuer an Zahl und gefährlich durch die windschnelle Raschheit seiner kleinen Gänse, war aus dem Inneren Asiens gen Westen aufgebrochen und hatte bisher alle Völker auf seinem Wege vernichtet, vor sich her gejagt, oder sich unterworfen und auf seiner Wanderung gen Westen mit fort gerissen, auf seinem entsehllichen Wege anschwellend wie eine Lawine.

Vergeblich stemmte sich der Amaler Ermanarich mit seinen tapfern Gothen der erdrückenden Uebermacht der Unholde entgegen: schon siech an einer früher empfangenen Wunde, verlor der König die Schlacht und gab sich selbst verzweifelnd den Tod, er vermochte nicht, den Niedergang seines Ruhmes zu überleben. So erzählt die Sage.

Nun kamen schwere Zeiten über Volk und Königshaus der Ostgothen. Während ihre Nachbarn, die Westgothen, dem aus Osten drohenden Stoß der Hunnen durch rasche Auswanderung sich zu entziehen vermochten — nachdem sie vergeblich zuerst hinter dem Dniestr, dann hinter dem Pruth vor den Hunnen Schutz gesucht, deren schnelle Gänse die breitesten Ströme durchschwammen —, konnten die Ostgothen, schwer geschlagen, ihres Führers verwaist, weder entrinnen noch widerstehen: sie unterwarfen sich den Siegern; diese aber hatten die gothische Kraft erprobt: sie beließen den Ueberwundenen nicht nur ihr Land, sondern auch ihre eignen Könige aus dem Amaler Geschlecht; diese nahmen sogar an dem Hofe des Hunnen-Chans nach dem König der ebenfalls unterworfenen Gepiden die erste Ehrenstelle ein, aber freilich als Vasallen, als Unterthanen.

Ermanarich hatte einen Bruder Wuldulf gehabt; dessen Enkel Winitzar, gefeiert in der gothischen Heldensage, vermochte nicht, das hunnische Joch zu ertragen, er versuchte sein Volk zu befreien: aber nach ruhmvollen Kämpfen fiel der Tapfere in einer dritten Schlacht gegen die Hunnen. Mit Mühe retteten zwei treue Herzoge des gefallenen Königs Knäblein über die Donau; dieses Knäblein, Wandalar, wurde der Vater der drei Heldenbrüder Walamer, Widemer, Theodemer, von welchen der älteste, Walamer, um das Jahr 440, immer noch unter hunnischer Oberhoheit, König wurde; aber er räumte seinen beiden jüngeren Brüdern eine Art Mitregierung ein. In schönster Eintracht und Treue unterstützten sich die drei Brüder.

Freilich lastete schwer auf ihnen das Joch der

verhassten mongolischen Feinde. Und als der gewaltigste aller Hunnen-Chane, der schreckliche Attila, welchen die zitternden Völker des Abendlandes „die Geißel Gottes“ nannten, weil er wie eine Zuchtruthe, welche der zürnende Himmel über die sündige Menschheit verhängt hatte, die Könige und Nationen vor sich her trieb und niederschlug, als Attila ihr Oberkönig geworden war und im Jahre 451 seine ungeheuren Schaaren gegen Westen über den Rhein trieb, um das ganze römische und christliche Abendland sich zu unterwerfen, da mußten ihm auch die Ostgothen Heerfolge leisten und gegen ihre Brüder, die Westgothen kämpfen, welche an der Seite der Römer den Schild hielten über Bildung und Sitte, über antike und christliche Heiligthümer und über die germanische Zukunft Europas.

In der grausigen Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, bei Châlons an der Marne (451), wurde mit solcher Erbitterung gekämpft, daß die Sage erzählt, die Todten seien Nachts im Mondschein wieder lebendig geworden und hätten in den Lüften schwebend den Kampf als eine Schlacht der Geister fortgekämpft.

Als aber die Gottesgeißel hier zerbrach und zwei Jahre nach seiner Niederlage Attila starb (453), und nun seine vielen Söhne unter einander um das Erbe haderten, da erhoben sich die edeln germanischen Völker, welche beinahe achtzig Jahre unter dem Druck der in Naturanlage, in Art und Sitte tief unter ihnen stehenden Mongolen geschmachtet hatten.

Zuerst war es Ardarich, der König der, wie wir sahen, auch zu der gothischen Gruppe gehörigen Gepiden, welcher den Ruf zur Befreiung ergehen ließ: in der Schlacht am Netad in Ungarn wurde die Macht der Hunnen für immer zerschlagen, und jauchzend zogen nun auch die Ostgothen wieder den Athem der Freiheit.

Die drei amalischen Brüder Walamer, Theodemer und Widemer, erlöst von dem hunnischen Joch, rückten nun mit ihrem Volk unter Genehmigung des Kaisers in das römische Pannonien ein, wo Walamer der König zwischen der Sarika und der Raab, Theodemer an dem See Pelsodis, welcher wohl eher der Neusiedler- als der Platten-See sein mag, Widemer in der Mitte zwischen beiden sich niederließ.

Zwar machten die Söhne Attilas noch einmal einen Versuch, das edle Volk der Gothen, wie ein gothischer Geschichtschreiber sagt, „gleich entsprungenen Sklaven in die alte Knechtschaft zurück zu zwingen“. Sie griffen den ihnen nächsten der drei Fürsten, König Walamer, so plötzlich an, daß er seine beiden



Deutsche Jugend. XII.

Brüder nicht mehr rechtzeitig zu Hülfe rufen konnte; aber der König war stark genug, allein die Hunnen völlig zu schlagen und damit für immer diese Schrecken von seinem Volke zu verscheuchen. Und siehe, an dem gleichen Tage, da die Botschaft dieses großen Sieges in der Halle des Fürsten Theodemer eintraf, wurde diesem von der schönen Ereliva ein prächtiges Knäblein geboren: Theoderich ward der Sohn geheissen, die Sage nannte ihn Dietrich von Bern, (von Verona an der Etsch), die Geschichte aber nennt ihn Theoderich den Großen.

Ein kundiger Meister in München, Herr Professor Naue, welcher schon gar manches schöne Bild aus der Zeit der Völkerwanderung entworfen, hat diesen Bericht zum Gegenstand der umstehenden lebensvollen Darstellung gemacht.

Er nimmt an, daß geraume Zeit nach der Geburt — denn das Knäblein, der siegbegleitete Sohn, hebt sich schon gar kräftig von dem Schild, auf welchem ein starker Krieger es, sorgsam ausblickend, herein trägt — ein großes Siegesfest der drei Brüder und der ihnen verbündeten Fürsten in der Halle Theodemers gefeiert wird. Die starken Rundpfeiler des Baus sind mit breiten Gewinden von Eichlaub und mit bunten Bändern festlich geschmückt, Teppiche verdecken und zieren die Wände, auf den kunstvoll geschnittenen Holzstuhl hat man eine kostbare Decke mit römischer Stickerei, wohl ein Geschenk des Kaisers, gespreitet, es ist der für König Valamer bereite Ehrensitz, — denn diesen, den ältesten der drei Brüder, dürfen wir wohl vermuthen in dem gewaltig hohen Rocken, welcher, die Hand am Becher, dem Kinde Heil zutrinkt, an seiner Augen hellem Glanz und an dem muthig festen Gebahren auf der schwanken Schild-Schale den künftigen Helden errathend und seine Größe weissagend. Im Mittelgrund weist der Vater Theodemer seinen Gästen den Sohn und erzählt, an welchem glückverheißenden Tage dieser das Licht der Welt erblickt habe; der Oheim Widemer begrüßt das Kind mit erhobenem Rundpokal. Neben diesem sitzen zwei fremde Fürsten, welche das zurückgekämmte, auf dem Wirbel in einen langen Schopf versammelte Haar als Sueben kennzeichnen. Mit Staunen blickt an König Valamers rechter Seite, dem Ehrensitz, ein Fürst von treuen und klugen Zügen auf das „Kind des Siegestages“, die Hand vor die Augen haltend und den eignen jungen Sohn an die Brust drückend: es mag Ardarich sein, der König der Gepiden. Die ganze Halle ist von den Herzogen, Heermännern und Gefolgen der gothischen und der andern Fürsten gefüllt. Waffen und Geräthe

sind meist germanisch: aber doch glänzt manches Stück römischer Beute darunter und auch die Trauben und Edel Früchte, welche zum Nachtsich auf die Tafel gelegt wurden, sind Zeugnisse römischer Cultur in diesen Ländern; aus der römischen Amphora neben der von Trauben überhäuften Schale wird pannonischer Wein in germanische Trinkhörner gegossen: so mischten sich damals die Völker, ihre Sitten und ihre Geräthe. Wir möchten es wohl hören, wie der Heilwunsch gelautet hat, welchen die Gäste auf Jung-Dietrich ausbringen in der herrlichen Sprache, in welche Bischof Wulfila schon hundert Jahre vorher die heilige Schrift seinen Gothen übertragen hatte.

II.

Wenn jemals Wünsche und Weissagungen von Heil und Größe für einen Fürstenson sich erfüllt, — Theoderichs Geschick sollte die kühnsten Ahnungen übertreffen: er ward ein König und ein Held, dessen hohe leuchtende Gestalt in einsamer Größe durch die Jahrhunderte schimmert, nur Karl dem Großen noch vergleichbar. Und die deutsche Heldensage hat ihren und aller Götter und Menschen Liebling, den jugend-schönen Herrn Siegfried von Niederland, nur durch Einen Gewaltigeren bezwingen lassen — durch Dietrich von Bern.

Als Theoderich etwa sieben bis acht Jahre alt war, trat eine für sein ganzes Leben entscheidende Wendung ein: er ward aus der Halle seines Vaters, aus dem rauhen Pannonien, in die kaiserliche Hofburg nach Byzanz gesendet. Das kam so. Ein anderer gothischer Häuptling, ebenfalls Theoderich genannt, aber mit dem Zusatz Strabon d. h. der Schieler, hatte die drei amalischen Fürsten aus ihrer günstigen Stellung bei dem Kaiser zu verdrängen gewußt: der Schieler bezog nun für die Seinigen von den Römern jene jährlichen Getreidelieferungen, welche nach dem Vertrage den Amalern hatten geleistet werden müssen und von deren Volk nicht entbehrt werden konnten, weil die Gothen von eigenem Ackerbau in dem schmalen ihnen zugetheilten Lande nicht leben konnten.

Durch Krieg, durch einen verheerenden Einfall in Illyrien zwangen die Brüder den Kaiser, das alte Vertragsverhältniß wieder herzustellen, die rückständigen Leistungen zu zahlen und fortan jährlich 300 Pfund Gold zu entrichten: dafür sollten die Amaler die Grenzen des ihnen überwiesenen Landes sichern und als Geißel für ihre Treue den etwa achtjährigen Theoderich nach Byzanz senden. Nur mit schwerem Herzen konnte sich der Vater von

seinem Sohne trennen, und erst auf dringendes Bitten des ältern königlichen Bruders Balamer entschloß sich Theodemer, für den Frieden und das Wohl seines Volkes das schmerzliche und gefährliche Opfer zu bringen. Denn obzwar der Knabe am kaiserlichen Hofe zu Byzanz, dem Sammelpunkte der Wissenschaften und Künste, der ganzen Bildung der alten Welt, in allen Dingen eine unvergleichlich höhere und feinere Erziehung und Unterweisung finden mußte als daheim unter den rauhen Gefolgen seines Vaters, so war doch dies Byzanz und dieser Kaiserhof zugleich die Brutstätte vieler Laster, der Ueppigkeit, der Verweichlichung und vor allem einer bodenlosen Verlogenheit und Falschheit. Wie, wenn nun der Knabe, fern von Vater und Mutter, in solcher Umgebung aufwachsend, das Beispiel des Bösen unter dem lockenden Schein des reichsten Glanzes täglich vor Augen, angesteckt wurde von den Lastern der verfaulenden römischen Welt, wenn er Treue und Kernkraft verlor, wenn er jenen bunten byzantinischen Schein der gothischen Schlichtheit vorzog und, wie schon mancher Germanenjüngling vor ihm gethan, seine barbarische Abstammung und Sitte verleugnend ein Byzantiner wurde an Seele und Gedanken? Und ferner, Byzanz war falsch und grausam wie die Hölle: brach der Kaiser, wie er schon so oft gethan, sein Treuwort, zwang er die Gothen abermals für die Selbsterhaltung zu den Waffen zu greifen, — dann war das vergeiselte Kind schutzlos der feigen, grausamen Rache von Feinden preisgegeben, welche im Augen-Ausstechen, Zungen- und Nasen-Ab schneiden eine jährlich wachsende Fertigkeit besaßen.

So war es mit schwerem Herzen, daß der Vater seinen Knaben ziehen ließ nach jener Stadt, von welcher ein früherer Gothenkönig gesagt hatte, sie enthalte alle möglichen — und alle unmöglichen Dinge. Aber dem jungen Theoderich gedieh sein Aufenthalt in der Hauptstadt des oströmischen Reiches zum Heile: „weil er ein feiner Knabe war“ (quia puerulus elegans erat), sagt der gothische Geschichtschreiber, gewann er alsbald die Gunst des Kaisers Leo, welcher ihn in den zehn Jahren seines Verweilens am Hofe in den Wissenschaften und Künsten römischer Bildung unterweisen ließ. Diese Lehrjahre in Byzanz erzogen den jungen Gothen zur Fähigkeit, die ganze Herrlichkeit der Cultur der Griechen und Römer zu erkennen; so geschah es, daß Theoderich als Mann, als König nicht feindlich oder gleichgültig, sondern voll ehrfürchtiger Bewunderung der classischen Bildung gegenüber stand, daß er seine Gothen in gleichem Sinne empor zu bilden

trachtete, daß er die Vorzüge der fremden Cultur sich und den Seinen anzueignen strebte, ohne die Laster der gesunkenen Byzantiner und Italier dabei mit in den Kauf zu nehmen. Diese zehn Jahre zu Byzanz wurden ein Gymnasium, eine hohe Schule gar eigenen Sinnes für den gothischen Fürstensohn.

Als sein Oheim, König Balamer, in einer Schlacht zur Vertheidigung der römischen Grenze wider die Sueben gefallen war, wählte das Volk seinen Vater Theodemer zum König, und der Kaiser entließ den achtzehnjährigen mit reichen Geschenken aus der Vergeiselung. Zu Hause eingetroffen, fand er den Vater nicht in der Königshalle: derselbe war zur Blutrache wider die Sueben ausgezogen. Aber drüben über der Donau hob der Sarmaten-Chan Babai, ein alter Feind der Gothen, übermüthig sein Haupt, zumal seit er ein römisches Heer geschlagen hatte. Den Jüngling verdroß der Hochmuth des Sarmaten: ohne die Rückkunft des Vaters mit dem Heer abzuwarten, sammelte der achtzehnjährige rasch eine Schar von nur 6000 gothischen Kriegern um sich, ging mit ihnen über die Donau, überfiel den Sarmaten, tödtete ihn im Kampf, eroberte seine Hauptstadt Singidunum, heute Belgrad, und brachte seinem inzwischen heimgekehrten Vater die erbeuteten Schätze und die gefangene Sippe des vernichteten Feindes. Das war im Jahre 472: kein Wunder, daß bei solcher Bewährung frühreifen Heldenthums, als im Jahre 475 König Theodemer starb, das Gothenvolk den einundzwanzigjährigen als König auf den Schild erhob.

Sehr bald sollte der junge Herrscher es nöthig haben, neben der gothischen Kraft auch jene Klugheit zu bewahren, welche er in der langen Schulzeit zu Byzanz gelernt. Das Verhältniß zu den Römern trübte sich wieder: Kaiser Leo, Theoderichs alter Pflegerater, war gestorben, der neue Kaiser Zeno trieb eine arglistige Schaukelpolitik, indem er bald unsern jungen Helden, bald jenen andern gothischen Häuptling, Theoderich Strabo, das Schielaug, der zwar kein König, aber ein mächtiger und dabei schlauer Gefolgsherr war, bevorzugte und einen der „Barbaren“ durch den andern in Schach und sich vom Leibe hielt. In Folge dieser wechselnden Politik erhielt bald Strabo mit seinem Anhang die Würden, Gelder, Getreidespenden, welche Theoderich zu fördern das Recht hatte, bald wurde wieder Theoderich, wenn er drohend mit den Waffen bis gegen die Thore von Byzanz rückte, beschwichtigt, indem der Kaiser seinen Nebenbuhler, den Strabo, von sich stieß und dem Amaler alle möglichen Ehren anthat und Vortheile versprach; diese schlangenfalsche Tücke führte sogar

einmal dahin, daß die beiden gotthischen Fürsten sich gegen den Kaiser verbanden, dessen Absicht, einen durch den andern zu verderben, sie durchschauten. Ein ander Mal hatte sich Theoderich erboten, sogar Mutter und Schwester als Geiseln zu stellen; aber während der Vertrag verhandelt wurde, wollte ihn der Kaiser in den Schluchten des Hämus (des jetzt so viel genannten Balkangebirges mit dem Schipka-Paß) verderben, indem er ihm, statt des feierlich versprochenen byzantinischen Hülfsheeres seinen Feind Strabo in einem Hinterhalt auf den Nacken schickte; in ähnlicher Falschheit ließ der Kaiser plötzlich während der Friedensberatungen des Königs Bruder Theodemund mit Uebermacht überfallen, wobei die Gothen zweitausend Wagen und fünftausend Gefangene verloren. Auch durch den Tod Strabos, der durch zufällige Verwundung starb, wurde daran nicht viel gebessert. Zwar ward Theoderich in jeder Weise geehrt: durch Uebersendung von Waffen nahm ihn der Kaiser nach damaliger Sitte an Sohnes Statt an, ernannte ihn im Jahre 484 zum Consul und bewilligte ihm, da er zwei wider den Kaiser empörte Rebellen vernichtet hatte, im Jahre 486 die Ehre eines triumphirenden Einzugs in Byzanz, wo ihm sogar eine Reiterstatue gesetzt wurde.

Aber schon im nächsten Jahre mußte der Gothenkönig wieder kriegerisch gegen die Mauern derselben Stadt heran ziehen, um den Kaiser zur Erfüllung seiner Versprechungen zu zwingen. Und nicht eher fanden diese wirren Wechsel von Freundschaft und Krieg ein Ende, bis es dem Kaiser gelang, den gefährlichen „Waffensohn“ aus der Nähe von Byzanz und aus dem Ostreich überhaupt in eine Unternehmung abzulenken, in welcher der Byzantiner entweder den Gothen oder einen andern Feind, am liebsten alle beide, einen Germanen durch den andern, vernichtet untergehen zu sehen hoffte.

Dieser andre Feind war der tapfere Odoakar, welcher der zu der gotthischen Gruppe gehörigen Völkerschaft der Rugier entstammt, ursprünglich Anführer in der germanischen Leibwache des weströmischen Kaisers gewesen war, sich dann an die Spitze der germanischen Söldner gestellt hatte, als sie sich wegen Ablehnung ihrer Forderungen empörten, und nach Entfernung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus (welcher durch seltsamen Zufall die Namen des ersten Königs und des ersten Kaisers von Rom in sich vereinte) den Königsnamen angenommen hatte und als Haupt seiner rugischen, skirischen, herulischen Scharen Italien beherrschte.

(Schluß folgt).



Schmetterling.

Von

Heinrich Stadelmann.

Initial-Signette von Fedor Klinger.

Schmetterling, Schmetterling,
Luftiges loses Ding,
Flatterst mit Hast
Ueber den Wiesenrund,
Ueber den Garten bunt —
Halte doch Raß!

Siehe, da sitzt er schon,
Nicket und nuschet von
Würzigem Duft,
Trinkt auch ein Tröpflein Thau —
Aber schon wieder, schau,
Hat ihn die Luft.

Fern über Feld und Flur
Fliegt er zum Lichtazur,
Gaukelt im Glanz,
Schaufelt auf schwankem Laub,
Schwingt sich nach süßem Raub
Wieder im Tanz.

Hat er das Spiel nun satt,
Spricht er zum Blumenblatt:
„Komm, deck mich zu!“
Schlummert dann leicht und lind,
Bis ihn der Morgenwind
Weckt aus der Ruh. —

Schmetterling, hör mich an,
Hast es mir angethan,
Möchte wie du,
Möchte so frei und froh
Schweben und ruhen so
Selige Ruh!

Aber der Schmetterling
Hebet die lichte Schwing'
Ueber die Au,
Schwebet im Sonnenstrahl
Hoch über Berg und Thal,
Schwebet in's Blau.

Das Eichhörnchen.

Von

Heinrich Zeise.

Mit einer Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.

Die Sprossen des Frühlings benagt dein Zahn,
Die noch in der Knospe sich dücken;
Dann kimmst du laubige Kronen hinan,
Den Vögeln in's Nest zu guden.
Du lässest hören nicht einen Ton,
Und doch — es regt sich die ganze
Kapelle gesiedelter Musiker schon,
Dir aufzuspielen im Tanze.

Friedrich Rückert.



Würde dir, junger Leser, nicht bereits die Ueberschrift verkündigt haben, daß wir uns im Nachstehenden mit einem der zierlichsten Bewohner unserer Eichen- und Nadelwälder zu beschäftigen gedenken, so würdest du es unbedingt bereits aus den oben und im Späteren citirten schönen Strophen unseres Rückert errathen. Friedrich Schöbder sagt in „Brehm's illustrirem Thierleben“, der Dichter habe das freundliche Thier in einer Weise besungen, die der Forscher mit seiner Beschreibung nicht wohl übertreffen könne.

Trotzdem glauben wir, hiermit durch einige charakteristische Züge aus dem Leben des Eichhörnchens die Aufmerksamkeit auf das ebenso niedliche und gewandte, als schädliche Thierchen wenden zu müssen; wir wollen es in seiner Heimath, im schattenreichen Walde aufsuchen und etwas näher in Augenschein nehmen.

Es ist im Vorfrühling. Schon liegt die Stadt mit ihrem trüben Nebel hinter uns, wir durchwandern die grünenden Felder, aus denen die Lerche sich jubelnd mit schmetternden Klängen erhebt. Die Thautropfen funkeln wie Diamanten an allen Büschen, sie blitzen an den Gräsern, durch die unser flüchtiger Fuß streift. Wir treten in den Wald ein, und es empfängt uns ein heiliger Dom, dessen mächtige Säulen die stolz aufragenden Buchen bilden, die soeben den herrlichsten Blätterschmuck entfaltet haben; jedes Blättchen scheint mit feinen, seidnen Wimpern garnirt zu sein, und während der Frühlingswind durch die Kronen der Bäume zieht, glauben wir, gedämpften Orgelklang zu vernehmen, und ein süßwehmüthiges Gefühl ergreift uns, dem wir keine Worte zu leihen vermögen. Wir wandern weiter, und nähern uns einer Eichenschonung, aber hier erfreut uns noch kein saftig frisches Grün; die Blätter der Eiche haben sich noch nicht vollständig entwickelt, sie erscheinen uns als gekräufelt und zusam-

mengerollt, und werden erst nach wenigen Wochen sich vollständig entfaltet haben. Während wir nun dahin schreiten, springt plötzlich in einiger Entfernung von uns ein Eichhörnchen über den Weg. Es mustert uns neugierig mit seinen schönen, klugen und lebhaften Augen, hüpfst dann an eine Eiche, klettert den Stamm mit erstaunlicher Schnelligkeit hinan, duckt sich, durch das zarte Laub oder dünne Nester gedeckt, in der Krone oder auf Seitenästen nieder, und betrachtet uns neugierig aus sicherer Ferne. Wir treten näher; aber nun klettert das Thierchen höher und höher, schwingt sich von Ast zu Ast und von Baum zu Baum, so daß unsre Augen dem gewandten Kletterer kaum zu folgen vermögen; wir suchen ihn vergeblich im Gewirr der Nester, vermögen jedoch den Flüchtigen nicht wieder aufzufinden und wandern rüstig weiter, in der Hoffnung, noch einigen andern der munteren Thierchen zu begegnen.

Unsre Erwartung wird nicht getäuscht, in nicht allzuweiter Entfernung von uns raschelt es im dürrern Laub, wir bleiben ruhig stehn und verfolgen mit unsern Blicken das davon eilende Eichhörnchen. In großen Bogen-Sätzen springt es über den Plan, den schönen, buschigen Schweif etwas bogig nach oben ausgestreckt; plötzlich steht es still, setzt sich auf seine Hinterfüße, legt den zweiseitig getheilten Schwanz über den Rücken, und in den Vorderfüßen hält es einen Kern, eine Nuß oder einen Tannenzapfen, den es soeben aufgehoben hat. Die Frucht wird mit staunenswerther Gewandtheit in den händeartigen Vorderpfoten umhergedreht; die scharfen Nagezähne durchbohren mit Leichtigkeit die harte Schale oder das feste Schuppengehäuse, um dessen Inhalt herauszunagen. Das Thierchen läßt sich, da wir uns ruhig verhalten, durchaus nicht stören. Bezt hat es seinen Morgenimbiß beendet, hüpfst weiter und klettert eine Eiche hinan, doch wählt es vorzugsweise die uns abgewandte Seite des Baumes, um sich unsern neugierigen Blicken zu entziehen.

Wer von euch hätte nicht öfter schon das an-

muthige Geschöpfchen entweder in den Waldungen, oder doch gewiß in der Gefangenschaft beobachtet. Ueberdies präsentirt sich euch das Thierchen in jedem Heft dieser Zeitschrift in Flinzers grazioser Bignette über den Rättseln, wo es vollkommen am Platz ist, da es mit seinen scharfen, spizen Nagezähnen jede Nuß, sie mag noch so hart sein, besser als ihr dazu im Stande seid, zu knacken vermag. Es gereicht mir zur besondern Freude auf die beigegebene meisterhafte Zeichnung desselben genialen Künstlers eure Aufmerksamkeit zu lenken. Ihr seht den gewandten

Erde scharren. Das Eichhörnchen gehört zu den Nagethieren, und ist unstreitig das zierlichste Geschöpf dieser Gattung, namentlich wenn wir es mit den Mäusen und Ratten vergleichen, welche derselben Ordnung angehören. Diese leben in dunklen Löchern und Höhlungen in der Erde, jenes dagegen verbringt seine Lebenszeit auf den herrlichen Bäumen unsrer Nadel- und Eichenwälder. Sein buschiger Schweif, seine Ohren mit den langen Haarpinseln, die kleinen Hörnchen vergleichbar sind und ihm auch den Namen gegeben haben, und seine lebhaften Augen



Gymnastiker unsrer Wälder und Haine, wie er leibt und lebt, vor euch. An dem Baum hinaufkletternd, hält das Thierchen den buschigen Schweif wagerecht ausgestreckt, es sieht mit erschrocken Blicken auf die soeben herbeigesogene Elster, die in heftigem Zorn und mit lautem Gekreisch den Räuber ihres Nestes anfährt, der, wie wir sehen, eines ihrer Eier bereits zerbrochen und ausgesogen hat. Die zürnende Haltung des Vogels scheucht den frechen Räuber zurück.

Die Hauptnahrung der Eichhörnchen besteht in Bucheckern, Haselnüssen, Tannenzapfensamen, Baumknospen und jungen Trieben u. s. w.; doch zu ihren besondern Leckerbissen zählen auch die Eier der Waldvögel und, wie Tschudi berichtet, auch die Trüffel, die sie besonders gern am Fuße der Bäume aus der

heben es namentlich von den Ratten hervor, die ihm an Größe etwa gleich kommen, deren kahler Schweif jedoch und nackte Ohren uns in hohem Grade widerwärtig sind.

Die Eichhörnchen sammeln Vorräthe für den Winter ein, verstecken dieselben aber so sorgfältig in hohlen Bäumen und an andern geeigneten Orten, daß sie selbige oft selbst nicht wiederfinden. Während des Winters verbergen sie sich tagelang bei starker Kälte und anhaltendem Schnee in ihren rundlichen Nestern, die sie aus Moos, Reisig und Laub bereiten, und deren Eingang sie sorgfältig gegen die Wetterseite hin verstopfen.

Ich habe sie während des verflossenen Winters im Sachsenwald (Herzogthum Lauenburg) fast täg-

lich beobachtet, mit Ausnahme einiger sehr kalter Tage und bei heftigem Schneegestöber im December.

„Die Blätter haften am Baume nicht fest,
Den fallenden folgst du hernieder,
Und trägst — sie stannen — zu deinem Nest
In ihre Höhe sie wieder.
Du hast den schimmernden Winterpalast
Dir köstlich zusammengestoppelt,
Dein Wärmestoff haltendes Pelzwerk hast
Du um dich genommen gedoppelt.
Dir sagt's der Geist, wie der Wind sich dreht;
Du stoßest zuvor ihm die Klinzen,
Und lauchest behaglich, wie's draußen weht,
Du frohster bezauberter Prinzen.“

Friedrich Rückert.

Das Eichhörnchen baut sein Blätternest während des März im Walde; es hat deren mehrere aus Moos, Laub und Reisig errichtet, auch nistet es in Baumhöhlen und benützt auch zeitweise verlassene Krähen- und Elsternester als Grundlage zum Aufbau seines Kugelnestes. Wir finden bereits im April in dieser seiner Heimathstätte, die sich, von belaubten Zweigen umflochten, zwischen den Nesten befindet, drei bis sieben blinde Junge. Werden diese bedroht, so tragen die Eltern ihre kleinen Mäuschen in ein anderes Nest.

Die Farbe des Eichhörnchens ist im allgemeinen braunroth, an den Weichen mit etwas Grau gemischt, die Unterseite ist weiß oder weißgrau; das schwarze Eichhörnchen, das nicht so selten vorkommt, ist nur eine Abart, dagegen trifft man weiße, mit rothen Augen und mit röthlichem Schwanz, nur ausnahmsweise an; häufiger dagegen kommt diese Abart bei den Ratten und Hausmäusen vor. Das nordische Eichhörnchen ist schön grau mit weißem Bauche. Man nennt sein Pelzwerk Feh oder Fehwamme.

Die Feinde der Eichhörnchen sind namentlich der Baumarder, der es oft halbe Stunden lang von Baum zu Baum, von der Wurzel bis zum Wipfel, auf und nieder, hin und her in wahrhaft verzweifelter Todesjagd verfolgt; sowie Eulen und Buffarde. Gegen letztere, sowie selbst gegen Falken, weiß es sich dadurch zu schützen, daß es in Schlangelinien an dem Stamm der Bäume emporklettern, in das Dunkel der Wipfel flüchtet, und dort Schlupfwinkel aufsucht.

Seine Stimme besteht, wenn es freudig erregt ist, in einem pfeifenden Ton, mißgelaunt oder erregt giebt es einen eigenthümlich knurrenden oder murmelnden Laut von sich, wobei es mit den Füßen aufstampft. — Der Nahrung der Eichhörnchen haben wir bereits gedacht, doch sei noch erwähnt, daß wenige bittere Mandeln, ihres Gehaltes an Blausäure wegen, hinreichen sie schnell zu tödten. Auffallend ist es, daß diese Thiere sich im Freien nie an Apriko-

sen-, Pfirsich-, Pflaumen- und Kirsch-Kernen, die gleichfalls blausäurehaltig sind und ihren Tod herbeiführen würden, vergreifen. An den obengenannten Steinfrüchten ist in den Dörfern kein Mangel, deren Gärten die Eichhörnchen besuchen. Sehr wohl weiß es dagegen verdorbene und hohle Nüsse oder taube Tannenzapfen von guten Früchten zu unterscheiden. In der Gefangenschaft nimmt das Thier aus der Hand des Pflegers Mandeln entgegen, und ist es daher anzurathen, bevor man ihm diesen Kern bietet, sich vorher davon zu überzeugen, daß man ihnen keinen bitteren reicht. Ältere Thiere sind sehr schwer zu zähmen; die aus dem Nest genommenen dagegen schließen sich dem Menschen freundlich an, doch werden auch sie bei zunehmendem Alter mürrisch und verdrücklich. — Der Biß des Eichhörnchens ist der scharfen, spitzen Zähne wegen, die tief eindringen, sehr schmerzhaft, auch pflegt die Wunde nur langsam zu heilen. — Seine Ausdünstung ist sehr übelriechend, was das Halten der Thierchen in der Gefangenschaft unangenehm macht.

Daß junge Eichhörnchen sich nicht allein dem Menschen, sondern auch andern Thieren, die wir zu seinen Feinden zählen müssen, freundlich anschließen, davon liefert Ludwig Brehm in einem Artikel „Ueber das pflegeelsterliche Wesen mancher Thiere“ einen interessanten Beitrag. Er berichtet uns über das Verhältniß einer Kaze zu einem Eichhörnchen, in welchem das Raubthier dem Nagethier mit mütterlicher Liebe gegenüber steht. Brehm sagt: „Wir gaben unsrer Kaze mehrmals junge Eichhörnchen aufzuziehen. Sie besorgte dies mit ebenso viel Sorgfalt als Liebe. Eines dieser Eichhörnchen, ein schwarzes, wurde besonders zahm und hübsch. Die alte Kaze führte es spazieren. Man konnte nichts niedlicheres sehen, als diese beiden Thiere. Wenn sich das flinke Eichhorn etwas zu weit zu entfernen schien, fing die alte Kaze an, es durch Miauen zu rufen. Das Pflegekind war viel folgamer, als manches Menschenkind seiner leiblichen Mutter ist, denn es kam sogleich zu der Kaze, lief hinter ihr drein und ließ sich von ihr leiten. Es war ein schöner Anblick, zu sehen, wie die Kaze ihr Pflegekind nach einer jenseits des Rodabaches gelegenen Wiese führte. Um dahin zu gelangen, mußte ein langer Steg passiert werden. Wenn die Kaze an diesen gelangte, rief sie das Eichhorn herbei und ging ihm langsam voran, sich immer nach ihm umsehend, ob es auf dem schmalen Wege ruhig fortgehe oder nicht. So dauerte diese gegenseitige Freundschaft und Zärtlichkeit fort, bis das niedliche Eichhorn durch einen unglücklichen Zufall sein Leben verlor.“

Mein Gast.

Von

C. Bestd.

Original-Zeichnung von L. Venus.

Ei, da bist du ja schon wieder,
Du mein dreister Frühstücksgast!
Schau nur her, puß dein Gefieder,
Aber fall mir nicht zur Last.

Wirklich du bist unbescheiden;
Ist denn stets dein Magen leer?
Fort! ich mag's nicht länger leiden —
Such dir jezt wo anders mehr.

Ob er geht? Nein er bleibt sitzen!
Schaut mir dreist nur in's Gesicht...
Darfst dich nicht auf Futter spizen,
Mehr bekommst du heute nicht.

Unverwandt sehn da die kleinen,
Augen Auglein auf mich —



Soll das Trotz sein? Nein sie scheinen
Fast zu bitten: Spute dich!

Gieb, o gieb noch etwas Futter!
Nun, so nimm das letzte auch!...
Ach! es warten auf die Mutter
Dort zwei Junge unter'm Strauch.

Alle Krümchen giebt sie ihnen —
Und noch lassen sie nicht Ruh.
Spaschen, sieh! ich kann noch dienen,
Bring' dir mehr — lang immer zu!

Komm, du bist nicht unbescheiden,
Sorgst ja nicht für dich allein.
Reichlich geb' ich dir mit Freuden —
Morgen stell dich wieder ein!

Mariechen ohne Thränen.

Ein Märchen von

Julius Sturm.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Es lebte einmal eine reiche Wittve, die hatte ein einziges Töchterchen, das Mariechen hieß und das sie wie ihren Augapfel hütete. Das kleine Mädchen war aber auch so schön und so gut, daß man es für einen Engel hätte halten können, wenn es Flügel gehabt hätte. Aber so gut es war, machte es doch seiner Wärterin manche böse Stunde, denn es hatte ein zu weiches Herz und wo es etwas Trauriges in der Welt sah, mußte es weinen. So oft nun Mariechen mit verweinten Augen nach Hause kam, wurde die Mutter um ihr Kind besorgt, schalt auf die Wärterin und gab dieser alle Schuld. Da wurde die Wärterin endlich ungeduldig, ging zu einer uralten Frau, die sich auf allerlei Künste verstand und bat um guten Rath. „Ei!“ sagte die alte Frau, „da ist leicht zu helfen. Nimm ein Tüchlein, wasch es in dem Hungerquell, der am Kreuz-

weg im Walde hervorgebrochen ist, und lasse es dann auf einer dürren Haide trocknen. Wenn du mit diesem Tüchlein dem Kinde die Thränen aus den Augen gewischt hast, wird es nicht eher wieder weinen, als bis es von dem tiefsten Leide betroffen wurde.“ Die Wärterin bedankte sich für den guten Rath und sorgte noch an demselben Tage für das Tüchlein. Als nun Mariechen wieder bitterlich weinte, wischte sie ihm mit dem Zaubertuche die Thränen ab, und in demselben Augenblicke hatte das Kind ganz trockene Augen. Aber über den schönen blauen Augen lag etwas gebreitet wie ein dünner, grauer Flor, und durch den grauen Flor schien des Kindes Seele zu blicken voll von einem tiefen, stummen Weh.

Von diesem Tage an weinte Mariechen nie wieder, der Wärterin aber wurde bei der thränenlosen Traurigkeit ihres Pfleglings immer unheimlicher und es war ihr zu Muthe, als habe sie eine

große Sünde damit begangen, daß sie das Kind der Thränen beraubt hatte. Endlich konnte sie den thränenlosen Schmerzensblick nicht länger ertragen und verließ das Haus der Wittwe.

Als Mariechen größer wurde und die Schule besuchen mußte, hatte es viel zu leiden; denn weil es nie weinte, wenn es gescholten wurde, galt es für trotzig und erhielt härtere Strafen als die Kinder, die weinen konnten.

So wuchs das Mädchen ohne Thränen auf und wurde eine schöne Jungfrau. Da starb ganz unvermuthet die Mutter. Die Tochter kniete an dem Sterbebette und das Herz wollte ihr brechen; aber weinen konnte sie nicht, und auch an dem Tage, an welchem die Mutter im Sarge lag und eine Menge Leute den Sarg weinend umgaben, stand sie allein ohne Thränen am Sarge mit umflorten Augen und preßte die Hand auf das schmerzlich pochende Herz. Ein tieferes Weh glaubte sie nicht erleben zu können, denn sie hatte ihre Mutter auf das zärtlichste geliebt. Doch meinten die Leute, das müsse ein herzloses Kind sein, das seiner Mutter auch nicht eine Thräne nachweine. Und doch trug die Jungfrau tiefes Leid um ihre Mutter und betrat lange Zeit hindurch keinen andern Weg als den zum Kirchhofe, um hier die Blumen auf der Mutter Grabe zu pflegen.

Nach mehreren Jahren, die sie still und einsam verlebt hatte, reichte sie ihre Hand einem jungen Maler. Nach einer fröhlichen Hochzeit verlebten die beiden glückliche Tage. Endlich fiel es dem Manne auf, daß er nie eine Thräne in den Augen seiner schönen, sanften Frau sah, auch dann nicht, wenn er sie einmal im Zorn gekränkt hatte. Sie sah ihn dann nur so schmerzlich mit umflorten Augen an, daß er es viel lieber gesehen hätte, wenn ihr die Augen in Thränen übergegangen wären. Als er sie daher eines Tages fragte, wie es komme, daß sie nie weine, gab sie ihm traurig zur Antwort: „Ach, ich möchte oft gar gern weinen, aber ich habe keine Thränen. Als ich noch ein kleines Mädchen war, konnte ich meine Schmerzen ausweinen, aber meine Augen wurden plötzlich trocken und ich habe nie wieder weinen können.“ Da bedauerte der Mann sein armes Weib, hatte es aber um so lieber und war um so mehr darauf bedacht, ihm keine Ursache zu Kummer und Schmerz zu geben.

Nach zwei Jahren schenkte Gott der sanften, thränenlosen Frau ein schönes Knäblein. Nun hätte sie in ihrem Mutterglück gern Freudenthränen vergossen, aber sie konnte das Kind nur mit vor Freude leuchtenden Augen ihrem Manne auf die Arme legen, der es laut jubelnd nahm und mit ihm im Zimmer auf und nieder tanzte.

Eines Tages wurde der schöne Knabe krank und schwand sichtbar dahin, ohne daß der Arzt einen Rath wußte. So eßt der Vater sein liebes Kind anblickte, füllten sich seine Augen mit Thränen, die arme Mutter aber saß Tag und Nacht mit thränenlosen Augen neben dem Bette ihres Kindes und lauschte auf jeden Athemzug. Als sie nun wieder einmal tief in der Nacht allein an dem kleinen Bette saß, hörte sie plötzlich den Athem ihres Kindes nicht mehr gehen; sie beugte sich voller Angst auf den



Kleinen herab; die Augen waren gebrochen, das Kind war todt. Da schrie sie laut auf, und als ihr Mann herbei kam, fiel sie ihm weinend um den Hals und führte ihn zu der kleinen Leiche, und ihre heißen Thränen fielen auf das schöne, bleiche Kinder Gesicht. Der Zauber war gelöst, denn sie hatte das schwerste Leid erfahren, das über ein Menschenherz kommen kann, den tiefsten Schmerz einer Mutter. Sie weinte und weinte den Pfuhl naß, auf dem das Kind lag, und — plötzlich regte sich das Kind, schlug die Augen auf und streckte die kleinen Arme der Mutter entgegen. Die Thränen der Mutter hatten es in das Leben zurückgerufen, und diese Thränen flossen noch immer, aber es waren keine Schmerzens Thränen mehr, sondern hellleuchtende Freudenthränen.

Katharine, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt und Herzog Alba.

Ballade von
Julius Sturm.



Was Euer Heer bedarf zur Noth,
Soll billig ihm beschieden sein,
Und wär's im Haus das letzte Brod
Und gält's den letzten Tropfen Wein;

Doch," bat die Gräfin, „gebt zum Pfand,
Mein Herr und Kaiser, Euer Wort,
Daf Ihr beschirmt mein armes Land
Vor Eurer Krieger Raub und Mord.“

Und friedlich zog durch's Land das Heer,
Wie Karl der Kaiser streng gebet,
Der Schaaren kamen mehr und mehr,
Doch fehlt' es nicht an Wein und Brod.

Da eines Morgens lud zur Raft
Sich Herzog Alba ein auf's Schloß;
Die Gräfin ehrte hoch den Gast,
Bewirthend ihn und seinen Troß.

Doch sieh, es naht ein Diener leis
Und flüstert in der Herrin Ohr;
Ihr Auge übersieht den Kreis —
„Verzeiht! man ruft mich vor das Thor.“

Sie eilt hinaus und blickt in's Thal.
„So achtet man des Kaisers Wort?!“
Sie rief's: „Auf! Rüstet euch in Stahl
Und harret vor dem Saale dort!“

Und vor den Herzog tritt sie kalt:
„Gilt Euch des Kaisers Wort nicht mehr?“

Schaut hin, im Thal treibt durch den Wald
Geraubte Heerden Euer Heer.“

Der Herzog lacht voll Uebermuth:
„„Wer hat auf solche Dinge Aht?““
„Dann Fürstenblut für Ochsenblut!“
Die Gräfin ruft es zornentsacht.

Auf fliegt die Thür, es füllt der Saal
Mit Reißigen sich mehr und mehr,
Und drohend blitzt der blanke Stahl;
Und fern vom Schloß weilt Albas Heer!

Die Gäste sitzen bang und stumm,
Der kühne Herzog selbst erblast;
Dann blickt er sich kaltlächelnd um
Und spricht zur Gräfin schnell gefast:

„„Dämpft Eures Bornes jähe Gluth,
Nicht thut hier Blutvergießen noth;
Man liefert das geraubte Gut
Noch heut zurück auf mein Gebot.““

Der Herzog winkt. Zum nahen Wald
In's Thal hin eilt der Bote fort.
Und auf die Schwelle tritt er bald:
„Es ist geschehn nach Eurem Wort!“

Da dankt die Gräfin ernst dem Gast;
Dem aber ward's zu schwül im Schloß,
Er gönnt sich hier nicht länger Raft
Und jagt davon auf flücht'gem Roß.

Sprüche von Friedrich Güll.



E in guter Wit ist eine reife Frucht,
Die unversehens von dem Baume fällt,
Ein schlechter, die man abzuschütteln sucht
Und die dann, unreif, den Geschmack vergällt.

Jung — hab' ich mich dem Alter beige stellt,
Auf daß ich die Vergangenheit verstehe,
Alt — in der Jugend Nähe mich gestellt,
Damit ich auch noch in die Zukunft sehe.

Trau nicht zu viel dem zahmen Fuchs,
Wenn gleich dem treuen Hund verwandt,
Scherz nicht mit ihm, denn er wird flugs
Dich tödtlich beißen in die Hand.

Auf jede Rede wieder Gegenrede:
O, mach dir diese Kunst nicht eigen!
Wort wider Wort entsacht nur neu die Fehde,
Und Frieden endlich macht nur — Schweigen.

Der kleine Akrobat.

Text und Illustrationen von Fedor Kliner.

Heute Abend kommst du doch zu mir?" fragte Karl, als er sich auf dem Schulwege von Fritz verabschiedete, „ich habe dir etwas ganz besonderes zu zeigen.“ „Soll geschehen!" rief Fritz bereits aus ziemlicher Entfernung zurück und war im nächsten Augenblick im Hause verschwunden.

Er hielt Wort. Mit dem Schläge sechs Uhr, der gewöhnlichen Besuchsstunde der beiden Freunde, trat er bei Karl ein. „Nun," rief er schon unter der Thür, „zeig einmal her, was du hast.“

„Sachte, sachte, nur nicht überstürzen," erwiderte Karl, hatte aber trotzdem bereits die ersten Schritte gethan, um einen hölzernen Kasten vom Pulte herab zu holen. Vorsichtig stellte er denselben auf den Tisch und förderte ein Kunstwerk eigener Art daraus zu Tage. Es war eine Scene aus einer Seiltänzerbude, welche sich vor Fritzens forschendem Auge entfaltete. Ein Kasten von ungefähr 40 Cm. Höhe, 30 Cm. Breite und 10 Cm. Tiefe stand auf einem Bretchen von ca. 35 Cm. im Quadrat. Das offene Innere des Kastens war mit Papier überzogen, auf welches die Decoration eines Circus gemalt war. Man sah die aufgerichteten Stangen, zwischen denen die Zeltleinwand hing. Gekreuzte Fahnen, Guirlanden u. s. w. waren als Schmuck an der Zeltwand angebracht. Eine Art von Gerüste, aus leichten Lättchen von Cigarrenkistenholz geschnitten, war gewissermaßen der Rahmen zu diesem einfachen Bilde. Von der Mitte der oben querüber laufenden Balken herab hing scheinbar an zwei rothen seidenen Schnuren ein wagerecht liegender Stab, der aber näher gesehen die Hinterwand durchbohrte. Der „Künstler" auf diesem „schwebenden Trapez" war schon sichtbar. Er saß grazios oben auf der Querstange, an welcher er nur mit den Händen befestigt war. Unten aber, vor der hier beschriebenen Scene, saß und stand das harrende Publicum. Karl hatte sich die Figuren, welche ihm als Zuschauer dienten, aus illustrierten Zeitschriften und Bilderbogen zusammengeselesen, bunt gemalt, auf dünne Pappe geklebt, ausgeschnitten, vor dem Kasten in malerischen Gruppen aufgestellt und auf dem Bretchen befestigt.

„Der scheint sich bewegen zu sollen?" fragte Fritz und deutete auf den beharrlich still sitzenden Gaukler. „Ich vermute dies wenigstens, weil ich Gelenke an

den Schultern und Hüften sehe." — „Abwarten!" sagte Karl mit Würde, indem er einen Holzstift oben aus der Decke des Kastens zog.

Da begann die Vorstellung. Der bis dahin in stoischer Ruhe dastehende Trapezkünstler wurde plötzlich lebendig, machte eine Verbeugung nach vorn und schwang sich im Nu rückwärts um die Welle, um sofort wieder festzusetzen. Aber fast in demselben Augenblicke machte er wieder eine Schwenkung nach rückwärts und zwar in der Weise, daß bei der Umdrehung der ganze Körper ein paarmal um die Welle

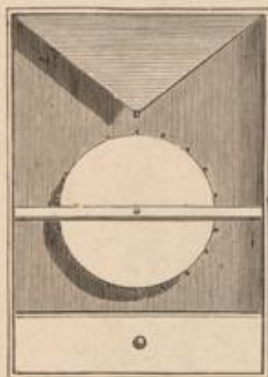


flog, ohne dieselbe zu berühren. „Die Riesenwelle, die Riesenwelle!" jubelte Fritz, der ein eifriger Turner war. „Sieh, jetzt macht er auch die Knieewelle!" und so ging es fort in immer größerer Spannung und Aufregung. Der kleine Automat war, wie es schien, unerschöpflich in seinen Stellungen und gönnte sich keine Ruhe. Bald flog er vorwärts im schnellsten Tempo um die Stange und hing dabei mit Händen und Füßen an derselben, bald stand er auf ihr, jedoch ohne sie nur einmal loszulassen; er überstürzte sich rückwärts so kühn in die Luft hinaus, daß kaum zu begreifen war, wie dieses gefährliche Manöver ohne Unglück ablaufen konnte, und im nächsten Moment saß er wieder oben, um seine halsbrecherischen Künste vor- und rückwärts von neuem zu beginnen. Endlich schloß die Production.

Das Zeitungs- und Bilderbogenpublicum blieb unverantwortlich kalt. Um so eifriger klatschte der Kenner Fritz und die mittlerweile eingetretenen Mädchen, Bretchen und Lieschen. „Bravo! bravo

bravissimo!" schrie der enthusiastische Fritz, „Karl, du bist wirklich und wahrhaftig ein Tausendkünstler! Aber nicht wahr,“ fuhr er im eifrigen Tone fort, „nun, nachdem ich dir das nöthige und wohlverdiente Lob für deine Geschicklichkeit dargebracht habe, nun zeigst du mir auch, wie das Ding inwendig aussieht, damit ich mir auch ein solches Kunstwerk machen kann. So ein Ding muß ich auch haben, aber ich mache mir einen recht komischen, possirlichen Hanswurst oben auf die Stange, das muß noch viel hübscher aussehen.“

Karl nahm diese, die Schönheit seines Künstlers kränkende Rede nicht übel, sondern drehte ohne Weiteres den Kasten mit der Rückseite zum Lichte, öffnete an derselben eine kleine Thür und zeigte und erklärte dem scharf aufpassenden Freunde das ganze innere Getriebe. Was Fritz zuerst und am meisten auffiel, das war die außerordentliche Einfachheit des



Mechanismus. „Ach,“ rief er aus, „ich glaubte, da wäre eine Menge von Rädern und Vorrichtungen nöthig, um die vielen Stellungen und Bewegungen der Figur hervorzubringen. Hier ist aber nur ein einziges Rad und das dreht sich, wenn oben aus dem Trichter Sand darauf fällt; das ist die ganze Zauberei. Aber, sage mir nur, wenn keine weitere Vorrichtung angebracht ist, dann müßte sich nach meiner Meinung doch das Rad stets nach einer Seite drehen; wie wechselt es denn die Bewegung so oft und mannigfaltig?“

„Jetzt passe auf,“ sagte Karl und legte den Finger wichtig an die Nase, „ich will dir auch das erklären. Ist dir's nicht aufgefallen, daß mein Künstler immer oben auf der Stange sitzt, wenn das Werk still steht?“ Fritz nickte. „Nun sieh,“ fuhr Karl fort, „da hast du das ganze Geheimniß, denn um das möglich zu machen, muß doch ein Gegengewicht im Rade angebracht sein, welches so schwer ist, daß es das Männchen immer oben auf

dem Sitze erhält. „Aber,“ unterbrach ihn Fritz, „das Vor- und Rückwärtsdrehen der Figur kann ich mir deshalb immer noch nicht erklären.“ — „Nun, so laß mich doch erst ausreden!“ rief Karl ärgerlich, und fuhr gleich darauf gemäßigter fort: „Sieh, die untere Oeffnung des Trichters, aus welchem der Sand fließt, steht möglichst genau senkrecht über der Achse des Rades. Nun habe ich mir zwar große Arbeit und viel Mühe damit verursacht, da ich die Maschine recht genau herstellen wollte, aber es kamen doch im Rade und im Trichter kleine Unregelmäßigkeiten vor, die ich nicht vermeiden konnte. Eben solche finden sich im Sande, trotzdem, daß ich ihn im Ofen ausgetrocknet und hinterher gesiebt habe. Das zeigt sich am klarsten, wenn er oben aus dem Trichter auf das Rad fällt, denn da fließt er sehr ungleichmäßig aus, je nachdem vielleicht gröbere Sandkörnchen oben den Weg theilweise absperrten oder schneller herunter fallen. Auf diese Weise füllt sich die oberste Abtheilung des Rades (siehe die Abbildung), je nach dem Zufall, schneller oder langsamer, mehr nach hinten oder nach vorn zu, wodurch dann das Rad bald einmal nach rechts, bald einmal nach links das Uebergewicht erhält. Der fortlaufende Sand vermittelt die weitere Bewegung. Hier und da steht das Rad auch einmal ein wenig still, was seinen Grund wieder in den erwähnten Ursachen hat. Das oberste Fach füllt sich dann wieder allmählich, wird wieder zu schwer, schüttet langsamer oder schneller aus, und aus allen diesen Unregelmäßigkeiten erklärt sich die Mannichfaltigkeit der Bewegungen meines Trapezkünstlers. So erklärte es auch Papa, den ich manchmal um Rath fragte, wenn mir etwas nicht recht glücken wollte. Den Trichter hier oben habe ich von Pappe gemacht und inwendig vorsichtig mit ganz glattem Papier ausgeklebt, damit der Sand gut läuft. Dieser ist, wie schon gesagt, auf dem Ofen gut ausgetrocknet, weil er in feuchtem Zustande leicht zusammenklebt und so den Ausgang verstopft, den ich, um größere Glätte der Ausflußöffnung zu erzielen, aus einem Stückchen Glasrohr hergestellt habe. Das Rad ist aus dünnem Cigarrenkistenholz angefertigt und seine Achse eine an den Haftpunkten etwas breitgehämmerte starke Stricknadel. Das Gegengewicht, das du hier siehst, ist ein bleierner Knopf. Dieser war anfangs etwas zu leicht, da habe ich auf denselben so lange Siegelack getropft, bis er das rechte Gewicht bekam. Unten sammelt sich der Sand in einem Kästchen an, welches ich herausziehen kann, um aus demselben oben wieder frisch aufschütten zu können. Damit aber kein Sand aus dem Trichter fällt, ehe ich das Kästchen

wieder untergeschoben habe, stecke ich dieses Stäbchen als Verschluss oben hinein. Sobald ich es herausziehe, beginnt die Bewegung. Nun gehe hin und mache es auch so.“ — Und Fritz ging hin und machte es auch

wirklich fast ebenso. Nur die Figur war eine andere — das ließ er sich nicht nehmen —: sie stellte einen drolligen Hanswurst vor, mit dem er bei seinen Vorstellungen eine fast noch größere Wirkung hervorbrachte.



Kölner-Einzug.

Ein Spiel im Freien
von Robert Löwike.

Alle meine jungen Freunde und Freundinnen, welche sich an diesem Spiel beteiligen wollen, reichen sich die Hände und bilden eine lange Reihe. Die Zahl der Mitspielenden ist ganz unbeschränkt, je größer desto besser; doch ist es wünschenswerth, daß sie nicht weniger als 8 beträgt. Nehmen wir einmal an, sie mache gerade ein volles Duzend aus und zeigen wir den Verlauf des Spieles an einem bestimmten Beispiel.

Alle fassen sich also bei den Händen und bilden eine Kette, deren Glieder wir Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 nennen wollen. Zunächst beginnen Nr. 1 und Nr. 12, also die beiden Mitspieler an den äußersten Enden, ein kurzes Zwiegespräch, indem Nr. 1 laut zu Nr. 12 hinüber ruft:

„Wie weit ist's wohl bis Köln am Rhein?“

Darauf antwortet Nr. 12:

„Es mögen noch drei Meilen sein.“

Dann wieder Nr. 1:

„Komm' ich vor Nacht wohl noch hinein,
Ich und die Kameraden mein?“

Darauf antwortet Nr. 12:

„Gewiß läßt man euch alle ein;
Nur müßt ihr tüchtig Hurrah schrein.“

Nr. 11 und Nr. 12 heben nun die Hände hoch, indem sie dieselben recht fest halten, und bilden so ein Thor, durch welches alle andern, ohne die Hände los zu lassen, mit lautem Hurrah einziehen, Nr. 1 voran, dann Nr. 2, dann Nr. 3 u. s. w. Sobald Nr. 10 an der Reihe ist das Thor zu passieren, läßt er die Hand von Nr. 11 los. Inzwischen hat Nr. 1 die freie Hand von Nr. 12 gefaßt, alle andern schwenken herum und die Kette ist wieder fertig, aber die Reihenfolge der Glieder ist jetzt: Nr. 11, 12, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10.

Dann wiederholen Nr. 11 und Nr. 10 das vorher von Nr. 1 und 12 geführte Zwiegespräch, und Nr. 9 und Nr. 10 bilden das Thor, durch welches die andern, Nr. 11 voran, einziehen.

Die Reihenfolge der Glieder ist nun: Nr. 9, 10, 11, 12, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8.

So geht es fort, bis die Kette wieder die ursprüngliche Reihenfolge Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 erlangt hat. Jeder der Mitspielenden wird einmal entweder bei den Fragen oder bei den Antworten an die Reihe kommen, und wenn die Zahl der Teilnehmer ungerade ist, so wird Nr. 1 am Anfange des Spieles die Fragen stellen und am Ende die Antworten zu geben haben.

Beschauliches von Julius Lohmeyer.



Erster Frühlingstag.

Mitte Sonne, sei willkommen,
Scheine tief mir in's Gemach!
Schwalben, jubelnd aufgenommen
Seid ihr unter meinem Dach!

Jedem Armen eine Gabe!
Jedem Wandrer froher Gruß!
Blumen jedem Freundesgrabe,
Jedem Kindermund ein Kuß!

Blühender Rosenstrauch.

Aus jedem Dornstrauch, den in Rosen,
In Rosenflammen Gott entzündet,
Spricht er noch heute, was er Rosen
Aus jenem Flammenbusch verkündet:
Du stehst, o Mensch, auf heiligem Grunde hier,
Verneige dich, es spricht der Herr mit dir!

Räthsel.

Von
Friedrich Güll.

1.

Bald häng' ich vor dir an der Wand,
Bin bald im Band in deiner Hand,
Und zeig' dir weitem See und Land.

Weit kleiner dien' ich dir zum Spiel;
Gewinn ist dann dein einzig Ziel,
Doch kannst du auch verlieren viel.

2.

Wenn auf der Flucht der grimme Winter schon,
Und über Nacht die Fluren und die Hecken
Mit f wir leis und leicht wie Flaumen decken,
Sind es mit g des Frühlings Kinder schon,
Die, bis wir fort sind, ducken sich und warten,
Um dann zuerst zu schmücken rings den Garten.

3.

Ich bin ein lieblich Instrument,
Nur spielt man selten mich so ganz allein;
Doch wer mich etwa noch nicht kennt,
Der kann mich hören im Musikverein.

Ein e statt a mit süßem Duft,
Als Blume, schlaf' ich auch den ganzen Tag,
Erfüll' ich Nachts weithin die Luft,
Zum Neide selbst der Kos' im Rosenhag.

Ph — statt B — der Alchymist
Braucht als Gefäß mich, wenn vom Wunderkraut
Er in der Geisterstunde Trist
Geheimnißvolle Wundersäfte braut.

Von
Adolf Müller.
(Vierßylbig.)

1.

Mit meinen beiden ersten führt
Die Hausfrau sich, wie sich's gebührt.
Sie dringt mit mir in alles ein,
Durch Thor und Thür, in Schrank und Schrein.

Brauchst du mich für dies Räthsel gar,
Wird gleich dir seine Hälfte klar:
Ich öffne Schloß und Kegel dir,
Denk einmal! mit mir selbst zu mir.

Und hast du eine Hälfte nun,
Mußt nach der andern um dich thun;
Doch war die erste rauh am Bart,
So ist die zweite weich und zart.

Zweißylbig, hier in Flur und Feld,
Dort hant in Gärten ausgestellt,
In Hain und Haag als Ganzes blüh'
Ich unter den Geschwistern früh.

2.

Ich bin ein munterer Gefell,
Verkünd' den Frühling laut und hell;
Ein Vogel ohne Nest und Haus,
Seh' ich fast wie ein Räuber aus.

Ich leb' im Walde, Hain und Feld,
Wie im Verkehr der Menschenwelt;
Das Wiegenkindlein kennt mich schon,
Obgleich mich's nie gesehn, am Ton.

Ich sag' die Uhr dir artig an,
Und wie viel Jahr man leben kann.
Kennst du nicht, lieber Leser, mich,
So hole gleich der dich!

Anflösung der Räthsel Seite 30.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Der Nagel.

2. Der Schatten.

3. Der Fluß.



von Robert Löwike.

I.

„Nachbar,“ sagte Hans Kunz zu dem Weinbauer Peter Klaus, „wollt Ihr mir 4 Liter Wein geben für gutes Geld? Ich gehe hier eben bei Euch vorüber und habe kein Gefäß, worin ich den Wein nach Hause tragen kann. Wollt Ihr mir nun noch ein Gefäß borgen, so sollt Ihr das Geld für den Wein haben und einen schönen Dank dazu.“

„Ei, Nachbar,“ sagte Klaus, „den Wein will ich Euch wohl geben und das Gefäß auch. Aber ich weiß nicht recht, wie ich's anfangen soll, Euch den Wein einzumessen; denn ich kann heute mein Litermaß nicht finden.“

Da war guter Rath theuer. Doch bald hatte Klaus ein Mittel gefunden, sich und seinem Nachbar aus der Verlegenheit zu helfen. Er hatte nämlich 3 Gefäße, von denen das größte 12 Liter, das mittlere 7 Liter und das kleinste 5 Liter hielt. Das größte war mit Wein gefüllt, die beiden andern leer. Er nahm nun das größte Gefäß, goß den Wein aus demselben in ein anderes, aus diesem wieder in ein anderes und so fort, bis er mit einem Male sagte: „Da Nachbar! nehmt dieses Gefäß hier. Genau 4 Liter sind jetzt darin. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Wie hat es nun Klaus fertig gebracht, daß er durch das Umgießen des Weines aus einem Gefäß in das andere zuletzt genau 4 Liter in einem Gefäß erhielt?

II.

Ein Weinhändler schickte einem seiner Kunden drei verschiedene Sorten Wein. Die Flasche der besten Sorte kostete 2 Mark 40 Pfennig, die der mittleren 90 Pfennig und die der billigsten Sorte 85 Pfennig. Die Rechnung betrug 50 Mark und die Zahl der Flaschen betrug ebenfalls 50.

Wieviel Flaschen von jeder Sorte waren darunter?

III.

Sucht zwei Zahlen, deren Differenz 100 beträgt und in denen jede der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 nur einmal vorkommt.

IV.

Ich habe zwei Zahlen im Sinne, welche folgende Beschaffenheit haben: ihre Summe ist dreimal so groß als ihre Differenz, und wenn ich sie mit einander multipliziere und das Resultat von 100 subtrahire, so erhalte ich dieselbe Zahl, als wenn ich die größere der beiden gedachten Zahlen durch die kleinere dividire.

Welches sind die beiden gedachten Zahlen?

V.

Ich weiß eine dreiziffrige Zahl, deren mittlere Ziffer 0 und deren Quersumme 10 ist. Vertausche ich die erste mit der letzten Ziffer und subtrahire die Zahl, welche ich dann erhalte, von der zuerst gedachten, so beträgt der Rest 198.

Welches ist die zuerst gedachte Zahl?

VI.

Welche Zahl ist eben so viel kleiner als 100, als ihr Dreifaches größer als 200 ist?

VII.

Welche Zahl ist eben so viel kleiner als 73, als ihr Neunfaches größer als 137 ist?

Auflösung der Knackmandeln Seite 31.

- | | | | | |
|---------------|----------------|-----------------|---------------|-------------|
| I. Theodor. | II. Alfred. | III. Köschen. | IV. Lieschen. | V. Hermine. |
| VI. Mathilde. | VII. Bernhard. | VIII. Minna. | IX. Heinrich. | X. Gertrud. |
| XI. Huber. | XII. Daniel. | XIII. Maleachi. | XIV. Nahum. | XV. Minos. |
| | XVI. Here. | XVII. Artemis. | | |

Räthselsprung-Räthsels von Robert Löwike.

- | | |
|--------------|-------------------|
| I. Die Rufe. | II. Die Schnecke. |
|--------------|-------------------|

